DAS BRIELER RÖSSLE

Fasnachtsgestalten aus Rottweil am Neckar

HIRSCHMASKE der Altsteinzeit *Trois frères*

Volkmar Kellermann

Masken

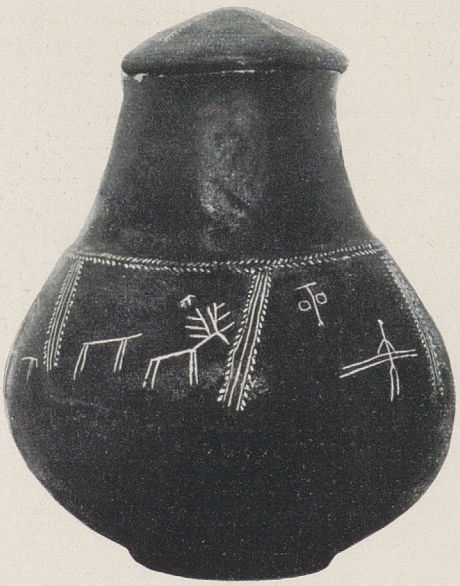
Wilhelm Grönbech hat in seinem Buch: „Kultur und Religion der Germanen" die geistige Grundhaltung des germanischen Menschen aufgezeigt. Es ist das „Heil", das jede Handlung und das Schicksal des Einzelnen wie der ganzen Sippe bestimmt. In diesem Begriff „Heil" verbinden sich die verschiedensten Dinge: Glück, Segen, Ehre, Friede, Tatkraft, Mut und — Fruchtbarkeit. In diesem Sinne soll also der Begriff der Fruchtbarkeit als ein Bestandteil des Heils neu geprägt sein, nachdem er gerade durch die völkerkundliche Forschung auch bei der Betrachtung deutschen Volkstums einen festgelegten und nicht immer zutreffenden Sinn erhalten hat. Fruchtbarkeit ist damit für uns ein Sinnbild des Lebens und des Segens für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft, in die er einbeschlossen ist.

Die Fasnacht ist eines der seltenen Feste, an dem das Volkstum der Städte wie das des Dorfes gleichermaßen beteiligt ist. Wenn auch die Ausführung eine andere scheint und statt der alten Geistermasken des Bauern Karikaturen des lieben Nächsten die Umzüge der Städte schmücken, so ist doch bei beiden die gleiche Grundhaltung wirksam: in dieser Nacht verliert der Einzelne seine Persönlichkeit und schlüpft für wenige Stunden hinein in eine andere Wesenheit, die bei dem Städter möglichst weit entfernt ist von seinem alten Ich. Auf dem Lande dagegen, besonders in den alten Brauchtumsgebieten Süddeutschlands, ist das Maskenwesen keine Spielerei, wie in der Stadt, sondern hat eine sinnbildhafte, altüberlieferte Bedeutung. Hier geht eine regelrechte Verwandlung des Maskenträgers vor sich: der Mensch spielt nicht etwa das, was die Maske zeigt, sondern er verwandelt sich unter völliger Aufgabe seiner Persönlichkeit in das Dargestellte. Oder mit anderen Worten: Die Macht, die einer Maske innewohnt, bemächtigt sich

des Maskenträgers und erwacht durch ihn zum Leben. Niemand wird versuchen, hinter der Maske einen Dorfgenossen zu erkennen, nein, die Maske selbst schreitet einher und handelt. Deshalb ist den Maskenträgern an solchen Tagen auch die Kirche verboten, sie sind ja keine Menschen mehr, sondern mit übermenschlichen Kräften begabte Wesen, deren Ursprung noch in der alten heidnischen Zeit liegt.

So erscheint das Brauchtum des Mittwinters, das am Perchtentag, am 6. Januar, beginnt und mit der Fasnacht seinen Höhepunkt und gleichzeitig sein Ende findet, als eines der für das dörfliche Wohlergehen bedeutsamsten Dinge des Jahres.

Die völkische Vorgeschichtsforschung hat in enger Zusammenarbeit mit der Rassenkunde in den



HIRSCHDARSTELLUNG auf der Gesichtsurne von Elsenau, Kr. Schlochau

letzten Jahren die Kontinuität nordischen Menschentums auf indogermanischem und germanischem Volksboden nachgewiesen. So ist es auch möglich, das Maskenbrauchtum in seinen einzelnen Ausformungen in die Vorzeit hineinzuverfolgen; und wenn auch gerade diese Ausformung recht verschiedene Erscheinungsbilder hervorbringt, so läßt sich doch eine einheitliche geistige Grundhaltung überall feststellen.

Die Betrachtung der altsteinzeitlichen Felsbilder ergibt, daß diese sich fast immer in Höhlen finden, die von Menschen urnordischer Rasse (Cro-Magnon, Aurignac) benutzt wurden. Die Darstellungen lassen Hirschmasken erkennen (Trois frères), daneben treten auch zahlreiche Wolfsmasken auf (Madeleine); endlich finden wir dann noch den Bären (Santander, Mas d'Azil) und den Bock (Abri Miège). Bei sehr vielen Darstellungen läßt sich über die Ausformung der Maske nichts gewisses

GUNDESTRUP *Hirschgott*

aussagen. — Welchem Zweck dienten nun die Maskierungen, die schon damals bei Tänzen verwandt wurden, wie die Darstellungen (z. B. Abri Mège) zeigen? Zunächst nimmt es Wunder, daß man bei keiner der dargestellten Maskierungen deutlich erkennen kann, wo die Menschengestalt aufhört und wo die Maskierung beginnt. Man kann also von menschlich-tierischen Zwitterwesen sprechen, die sich als Menschen meist nur durch ihren aufrechten Gang und die Beindarstellung erweisen. Das alles zeugt von einer viel engeren Verbindung von Mensch und Tier in diesen ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte, von Vorstel-

HIRSCHMASKE *Werdenfelser Fasnacht*

GEWEIHTANZ *der englischen Waldhüter*

lungen, die das Tier zu einer Art höheren Wesenheit machen, von der das Wohlergehen einer Jägergruppe abhängt.

Endlich haben wir auch im deutschen Volksglauben der Gegenwart ähnliche Vorstellungen von der Heilsamkeit des Tieres, das in den maskierten Umzügen überall Heilsbedeutung hat, wie z. B. der Bär.

Ich möchte gerade auf diese Vorstellung etwas näher eingehen. Da ist zunächst eines der häufigen Gerichtsspiele; unser Beispiel stammt aus dem oberen Murtale (Wolfram: Wiener Ztschr. f. Volksk. 1932). Ein als Bär verkleideter Bursche überfällt eine Kuh, die gleichfalls von einem Mann dargestellt wird. Ein Jäger, der gerade zugegen ist, weigert sich, trotz der flehentlichen Bitten des Besitzers, das „gefährliche Untier" anzugreifen. Da naht ein Wilderer und erlegt den Bären mit einem wohlgezielten Schuß. Nun nimmt jedoch der Jäger den Wilderer fest und schleppt ihn vor ein Narrengericht, das den Wilderer zu einer „närrischen Strafe" verurteilt. — Dieser Brauch zeigt zwei zusammengeflossene Elemente, die an sich gar nichts miteinander zu tun haben, denn der Bär spielt in dem ganzen zweiten Teil (der Wildererszene) gar keine Rolle mehr. Anscheinend versinnbildlicht dies Bärspiel eine alljährliche Fruchtbarmachung des Viehs, das ja im Alpengebiet von jeher zu den hauptsächlichsten Wirtschaftsfaktoren gehört. — Öfters (z. B. in Österreich) zeigt sich der Bär an Stelle des Roggenwolfes oder der Kornalten. D. h. er sitzt in der letzten Garbe, die gemäht wird, oder im letzten Kornbund, das man drischt. Er wird dann, von vermummten Burschen dargestellt, durch das Dorf geführt und von jedem bewirtet. Diese Bewirtung bedeutet eine gute Ernte im neuen Jahr.— Besonders sinnfällig findet sich der Fruchtbarkeit bringende Bär aber in Schweden: dort wird bei der Hochzeit der Bräutigam, den man heute noch häufig Björn = Bär nennt, als Bär verkleidet, gejagt, erlegt und abgehäutet. Braut und Bräutigam setzen sich dann auf das Bärenfell und trinken von dem Blut des Tieres, d. h. eine Flasche Branntwein, bevor sie in das Brautgemach schreiten. Ähnliches findet sich bei den Lappen, in Norwegen, in Finnland, auf Rügen, in der Altmark, der Schweiz und endlich bei den Basken. Erwähnenswert ist auch, daß Odin in den Sagas mehrfach bärengestaltig auftritt (z. B. Hardarasaga); ebenso leiten die Helden Bjarki und Beowulf ihren Namen vom Bär ab (während Bjarkis Körper auf der Bank in der Halle schläft, kämpft er bärverwandelt in der Schlacht), und Olaus Magnus berichtet von den Goten, daß ihr Stammvater ein Bär gewesen sei. Die frühesten Bärkulterwähnungen stehen bei Hincmar von Reims (9. Jahrhundert) und Reginald von Prum. — Interessant ist es in diesem Zusammenhang, daß auch im Drachenloch, Mittelfranken, altsteinzeitliche Opferstellen liegen, die auf einen Bärenkult weisen. Man fand dort Bärenschädel und gewisse Langknochen in derselben Anordnung vor, wie heute bei den Bärenfesten einiger sibirischer Stämme.

Eine recht seltsame Maskendarstellung ist die oft wiedergegebene des Zauberers in der Hirschgestalt aus Trois frères. Wir sehen ein durchaus menschliches Gesicht, dessen Augen nach vorn schauen, ebenso sind die Hinterbeine völlig wie die eines Menschen gestaltet. Der sonstige Körper ist hirschgestaltig, nur die Vorderfüße ähneln Bärenpfoten und der Schwanz sieht aus wie der eines Pferdes. Besonders betont sind noch die Geschlechtsteile. In der Vorzeit sind sonstige Darstellungen von Hirschmasken recht selten. Nur auf dem bekannten Kessel von Gundestrup finden wir die Darstellung eines Mannes mit einem Geweih, sonstige Belege fehlen. Nun hat Professor A. Becker in der Zeitschrift „Germanien" vom Mai

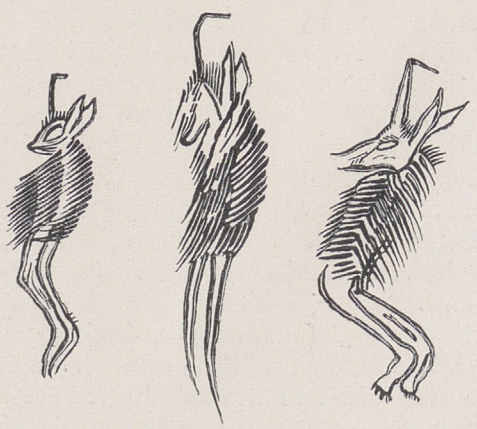
BÄRENMASKE?, Altsteinzeit *Santander*

„BÄRENGFRIES" *Schwarzwald*

1936 auf ein Büchlein aufmerksam gemacht, das 1795 in Brandenburg erschienen ist und einen „Tempel" erwähnt, den man damals bei Waldmohr (bei Zweibrücken, Pfalz) entdeckt hatte. In diesem Buch („Über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft . . ." von S. C. Wagner) heißt es: „Auch entdeckte man vor einigen Jahren in dem Bergwalde des nämlichen Dorfes Waldmohr bei dem Ausgraben eines Baumstammes die Grundmauern und anderweitige Überbleibsel eines ehemaligen heidnischen Opfertempels. Ungeachtet man nirgendmehr eine Inschrift an demselben vorfand, ergab sich doch aus mehreren Umständen, daß er der Göttin Diane geheiligt gewesen sein muß. Denn man fand unter anderem in einer der dem Tempel angehangenen Kammern noch eine Menge halbverwester Hirschgeweihe . . ." Nun ist ja im Glauben des Volkes der Hirsch noch heute ein recht bedeutsames Tier. Meistens tritt er als Lebensbringer auf, sei es auf Kuchenmodeln, auf den Beiderwandwebereien oder im Maskenbrauchtum. Da ist gerade für die Frage nach der Ausdeutung der Funde von Waldmohr ein recht interessanter Bericht vorhanden, den Lilly Elkan in der Wiener Ztschr. f. Volksk. 1932 gibt. „Jedes Jahr versammelt sich in Abbots Broomley, Staffordshire, am Montag nach dem 14. September, acht Uhr früh, eine kleine Gruppe von elf Männern und einem Jungen an der Kirchentür. — Einer ist als Frau, einer als Narr und ein Dritter als Pferd verkleidet; zwei sind die Musiker, einer spielt die Ziehharmonika, einer die Triangel. Die übrigen sechs Männer haben Geweihe über die Schulter gehängt, die sie sich aus der Kirche, wo die Geweihe das Jahr über hängen, soeben geholt haben. Der Junge trägt Bogen und Pfeil. So ausgerüstet ziehen sie nun den ganzen Tag tanzend innerhalb und außerhalb von Abbots Broomley von Haus zu Haus, bis zum Abend, wo das ganze Dorf ihrer Heimkehr auf der Dorfstraße beiwohnt. ‚Man hat Anteil am Glück', sagen die Leute, ‚wenn man bei der Zeremonie dabei ist', und niemand würde an diesem Abend zu Hause bleiben." — Die Beziehungen zu dem Pfälzer Bericht sind ja so augenscheinlich, daß sich eine nähere Erläuterung erübrigt. Bis weit in die christliche Zeit hinein, hat der Hirsch eine fruchtbarkeitsbringende Rolle gespielt. So z. B., wenn es in den Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts heißt: „einige treiben noch jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsch." Oder wenn Pirmin um 750 sagt: „Geht nicht zu Neujahr oder einer anderen Zeit als Hirsche verkleidet umher!"

Die früheste Erwähnung geht auf die Heiligen Pacianus und Ambrosius zurück (4. Jahrhundert). Hirschmasken gingen in den Nürnberger Schembartläufen, im Bayrisch-Österreichischen (z. B. Werdenfels), in Salzburg, in Niederösterreich, und in der Schweiz und in Baden wird noch heute im Frühjahr eine segenbringende Gestalt in Hirschverkleidung umhergeführt.

Auf Grund der Verbreitung der Hirschmasken in unseren Tagen und der Darstellungen auf dem keltischen Kessel von Gundestrup und seiner Entsprechungen, hat sich die Meinung gebildet, der Hirsch spiele nur im keltischen Kult eine Rolle. Nun kennen wir aber aus der frühgermanischen Kultur Westpreußens zwei Steinkistengräber, die



BOCKSMASKEN der Altsteinzeit *Abri Mège*

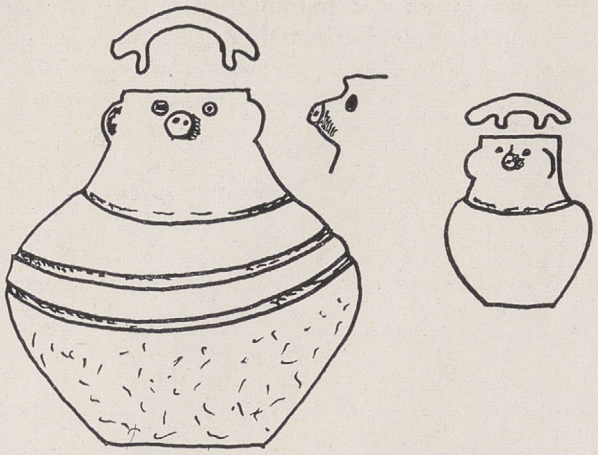
WOLFSMASKE *von Torslunda, Schweden*

einmal einen Hirschschädel mit Geweih und ein anderes Mal ein Stück Hirschgeweih als Beigabe aufweisen. Dazu kommen zwei Hirschjagddarstellungen auf Grabgefäßen von Elsenau, Kr. Schlochau, und Lahse in Schlesien. Eine ganz ähnliche Abbildung findet sich endlich auf einem großgermanischen Grabgefäß von Bomst. — Alles dies macht es wahrscheinlich, daß der Hirsch auch im germanischen Kult eine Rolle gespielt hat, vielleicht als Totengeleittier und als Tier des Lebens. Schon Jordanes berichtet von den Goten, daß ihr König, als Vertreter der Gottheit, auf einem hirschbespannten Wagen fährt und im Sølarljod (um 1200) wird Str. 55 von einem Sonnenhirsch berichtet. Hirschdarstellungen finden sich auch in der wikingischen Kultur (Osebergschiff) und auf einer frühen romanischen Grabkiste aus Stein im Museum Kopenhagen. — So können wir vermuten, daß der Hirsch im Kult der indogermanischen Völker eine Rolle spielte, von der wir Überreste im heutigen Volksbrauch noch finden.

Nicht so klar lassen sich die Linien bei einer weiteren Tiermaske, beim Bock, zurückverfolgen. Zwar kennen wir eine paläolithische Zeichnung von Abri Mège, die eine Anzahl tanzender Menschengestalten in der Verkleidung eines Tieres mit gebogenen Hörnern wiedergeben, es gibt auch zahlreiche skandinavische Felsbilder, die ähnlich gehörnte Menschen zeigen, es läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit sagen, ob wir es mit durchgehenden Vorstellungen zu tun haben. Auch die Volksbräuche geben hier keine eindeutige Auskunft.

Ein enger Zusammenhang scheint zwischen **Pferd und Bock** zu bestehen, denn oft hat sich das Pferd gerade in dem Brauchtum der Rauhnächte in einen Bock verwandelt, der, wie die ältesten Larven überhaupt, noch einen beweglichen Unterkiefer hat (z. B. der pommersche Schnappbock). Wie diese seltsame Verwandlung zu deuten ist, ist bisher noch nicht geklärt, vielleicht kann man aber daran denken, daß Pferd und Bock gleichermaßen Tiere der Himmlischen sind, wie das ja gerade aus der späten germanischen Mythologie und einer Unzahl von Volkssagen hervorgeht; besonders das Pferd tritt uns sehr oft entgegen. Anscheinend haben wir es hier nächst der Hirschmaske mit einer der ältesten Larventypen zu tun, denn das Geisterpferd selbst ist wieder älter als der pferdereitende Germanengott (Spamer: Fastnachtbräuche, S. 24). Besonders in der Bronzezeit läßt sich eine große Wertschätzung des Pferdes nachweisen. Die heiligen Wagen wurden von Pferden gezogen (Trund-

WOLFSMASKE *Gutenstein (Württemberg)*



RÜSSELNASE an einer Gesichtsurne der Frühgermanen von Charbrow, Pommern

holm, Hälsingborg), auf zahlreichen Rasiermessern ist das Pferd dargestellt und sowohl von den skandinavischen Felsbildern wie von anderen Denkmälern (Kivik) kennen wir die Wiedergabe sich beißender Pferde; gerade die Darstellung dieser Szene tritt uns auch auf den Wikingergrabsteinen entgegen. Gegen Ende der Jungsteinzeit ist das Pferd im indogermanischen Raum zum ersten Male gezüchtet worden, und schon damals hielt man es für heilig, wie die Reste einer Pferdeopferung von Trälleborg (Schonen) beweisen. Aus dem deutschen Volksbrauchtum der Gegenwart geht hervor, daß das Pferd ebenso wie der Hirsch ein Heilsbringer ist. So tritt der „Schimmelreiter", ein als Pferd verkleideter Mann, in der Altmark zu Hochzeitsfeierlichkeiten auf. In Oberwölz (Steiermark) ist das Pferd noch einbezogen in eines der zahlreichen Arztspiele: es wird dort beschlagen, fällt dabei aber tot hin und wird erst von einem bärtigen Arzt und seinem Gehilfen wieder belebt. — Das entspricht dem ewigen „Stirb und Werde" der Natur, und so ist gerade die Tötung und Wiederauferstehung einer

FRAU PERCHT „Und etlich glaubent an die Frauen. Die da heisset percht mit der langen nass." 1412

Heilsgestalt ein sinnbildliches Motiv, das sehr häufig im deutschen Brauchtum erscheint.

Mit der Betrachtung der Hunde- und Wolfsmasken kommen wir nun zu einem Brauchtumsgebiet, das besonders eng mit dem Totenkult verknüpft ist. Sehr oft tritt eine als Wolf maskierte Gestalt in den Fasnachtsspielen als Repräsentant der Unterwelt auf. Frühere Belege kennen wir von dem Horn von Gallehus und aus der Wikingerzeit. Auch auf einer der Bronzeplatten von Torslunda ist ein Krieger mit Wolfsmaske dargestellt und ebenso zeigt die Schwertscheide von Gutenstein einen wolfsgestaltigen Menschen. Hierzu stimmt ein Be-

RÜSSELMASKE Überlinger Hänsele, Bodensee

richt von der Leibgarde des Königs Harald Schönhaar, ulfhednar. Dies Wort bezeichnet aber direkt wolfsgestaltige Menschen, also Werwölfe; Verkleidung und Verwandlung sind hier zu einer sinnfälligen Einheit geworden — und im Volksglauben unserer Tage kehrt der Tote noch häufig in einer Tierverwandlung, als Wolf, wieder. Seine Zeit ist die Nacht, Licht und Helligkeit sind ihm zuwider, und so wird ‚schwarz' die Farbe der Toten und gleichzeitig die des Segens, denn das Beschmieren junger Mädchen mit Kaminruß oder Pech an den großen Brauchtumsfesten, bedeutet Fruchtbarkeit und Segen. Der Tote, der Ahn, ist

NETZMASKEN *Freidal, 1510*

in seinem eigentlichen Willen den Lebenden freundlich gesinnt und bedeutet für diese eine wesentliche Hilfe. Er ist das Rückgrat der Sippe und seine Kräfte gehen daher über jedes Menschenmaß hinaus.

So berichtet schon Tacitus (Germania, Kap. 43): „Die Harier übertreffen an Macht die anderen Stämme der Lugier. Ihre angeborene Wildheit erhöhen sie im Kampf noch durch künstliche Mittel und durch die Wahl des günstigsten Zeitpunktes. Schwarz sind nämlich ihre Schilde, schwarz bemalt ihr Körper, und das Dunkel der Nacht suchen sie für den Angriff aus. So flößt schon das Grauenerregende und Schattenhafte ihres Totenheeres Entsetzen ein, und kein Feind hält den unheimlichen und gespenstischen Anblick aus." Später, in den Zeiten christlicher Terminologie, wird das Schwarze dann zum Bösen, Teuflischen bestimmt, — die ursprüngliche heilsame Wesenheit der auch nach dem Tode in enger Gemeinschaft mit den Lebenden wirkenden Ahnen findet aber immer noch im Volke seinen Widerklang.

Es scheint also ein wirklicher, unbestreitbarer Zusammenhang zu bestehen zwischen den Toten und dem Maskenbrauchtum selbst, und man geht wohl nicht fehl, unser gesamtes Maskenbrauchtum als eng mit dem Totenkult verknüpft zu betrachten. Ein Beleg läßt sich schon aus den frühesten Erwähnungen des Wortes „Maske" beibringen. Als ‚masca' finden wir es zum ersten Male im Edictum rothari (643). Der Maskenträger selbst wird bezeichnet als ‚walapauz'. Dies Wort setzt sich zusammen aus ‚wala' (Toter) und ‚-pauz', was gleichzeitig Klopfgeist und Maske bedeutet (vgl. unser „Butz"). Im Dänischen ist das Wort für ‚Masche' und ‚Maske' das gleiche und noch heute findet sich im germanischen Raum häufig die Sitte, den Toten in ein Netz zu hüllen. — Im Mittelalter ging dann diese germanische Wortform verloren, und unser heutiges Wort kam erst im 17. Jahrhundert aus Frankreich wieder herüber. — Der Tote ist es also, der die Masken beseelt und hier möchte ich endlich auch einen Bericht des Dietmar von Reims erwähnen (13. Jahrhundert). Er beschwert sich bitter darüber, daß es bei Beerdigungen im Volke gar nicht feierlich zugehe, sondern daß „Lärm, rohes Gelächter, Dämonenmasken, Minnetrinken und Bärenspiele" bei solchen Gelegenheiten an der Tagesordnung waren.

Demgegenüber tritt die menschliche Maske in ihrer barocken Fratzenhaftigkeit weit zurück. Besondere Betonung findet hier immer die Ausgestaltung der Nase, die wir von einer Zeichnung in der Höhle von Combarelles über die Gesichtsurnen von Charbrow oder die hallstattzeitlichen Tonmasken (Siefersheim, Rheinhessen), und die Frau Percht in Vintlers: „Blumen der Tugend" bis zum Überlinger Hänsele verfolgen können.

So stehen die Masken der deutschen Fasnacht vor uns als Verkörperungen jener Mächte, die das „Heil" der Sippe und damit der Dorfgemeinschaft und des ganzen Volkes sind. Segen und Fruchtbarkeit sind die Gaben, die sie, die Ahnen, in lebendiger Gemeinschaft mit den Nachfahren, den „Enkeln" (kleiner Ahn!) schaffen.

Wenn die Masken über die Felder laufen und dies heute als Vorzeichen für ein gesegnetes reiches Jahr gilt, dann sehen wir sinnfällig die Verbundenheit des deutschen Menschen der Gegenwart mit den Alten — bis weit in unsere Vorzeit hinein.

Alfred Mirtschin

Die germanische Besiedlung des Gaues Sachsen

Das schöne und fleißige Grenzland Sachsen! Mit Recht rufen wir Sachsen dies in die deutschen Gaue. Stolz sind wir auf unseres Landes Schönheiten, die wir lieben in burgbesäumten, lieblichen Flußtälern, im schroffen Felsmassiv des Elbsandsteingebirges, in den waldreichen Gebirgen des Südens und den fruchtbaren, weiten Ebenen des Nordens. Stolz sind wir auf den unendlichen Fleiß und die künstlerische Schöpferkraft der Sachsen, die ihren Raum nicht nur zur Werkstatt Deutschlands, sondern auch — neben dem Schwabenland — zu dem der Dichter, Denker und Künstler erhoben haben. Und heilig ist uns unser sächsischer Boden. Unendliche Ströme besten deutschen Heldenblutes hat er wie kaum ein anderer deutscher Gau in vielen Kriegen getrunken. Heilig ist er uns, weil aus diesen blutgesättigten Gefilden die Frucht zur Ernährung der überdicht zusammengedrängten Bevölkerung wächst. Und heilig ist er uns nicht zum Letzten dadurch, daß er vor Jahrtausenden von unseren germanischen Vorfahren erobert und seitdem in ununterbrochener Folge von germanischen Bauern gepflügt wurde.

Zu jener Zeit allerdings, als unsere Vorfahren die Hochkultur der urgermanischen Bronzezeit schufen, zählte Sachsen noch nicht zu dem germanischen Lebensraum. Damals wohnten die Illyrer im nördlichen Teil. Doch als kurz nach Beginn des letzten Jahrtausends v. d. Ztr. die Klimaverschlechterung einsetzte und im norddeutschen Raum das ertragreiche Siedlungsland der Germanen für ihre sich mehrende Volkszahl sich einengte, ward auch unser Gau Sachsen in den germanischen Siedlungsbereich einbezogen.

Zwar fehlen uns noch eindeutige Fundzusammenhänge, aber es häufen sich die Anzeichen dafür, daß in der Ersteisenzeit, also 800—500 v. d. Ztr., nicht mehr ein rein illyrisches Volkstum allein in Sachsen herrschte. Es scheint sich in jener frühen großgermanischen Zeit doch nicht nur germanisches Kulturgut, sondern auch germanisches Volk selbst nach Sachsen vorgeschoben zu haben. Wiesen bisher schon Funde von Schwanenhalsnadeln mit Zungengürtelhaken in germanischen Rauhtöpfen Maskenfibeln und ein Gefäß des Harpstetter Stils in diese Richtung, so läßt neuerdings eine ganz bestimmte Grabanlage aus dieser Ersteisenzeit darauf schließen. An verschiedenen Plätzen des mittleren Nordsachsens konnten wiederholt Gräber ausgegraben werden, die sich von einer zahlenmäßig größeren Gruppe absondern. In ihnen finden sich nicht die sehr zahlreichen Gefäße und Gefäßchen, die wir zumeist als schwarze, vasenförmige Typen, aber auch als spielerische Abwandlungen vieler bronzezeitlicher Töpfe kennen, sondern sie enthalten nur drei Gefäße. In einer Bodenschüssel steht eine tonnenförmige Urne, über die eine zweite Schüssel gestülpt ist. Bilden die gefäßreichen Gräber eindeutig die Fortsetzung des jüngstbronzezeitlichen Grabbrauchs und der Gefäßtypen, also des illyrischen Volkstums und Kulturgutes, so weist das gefäßarme Grab nach germanischem Brauche hin und es ist bemerkenswert, daß sich in anderen deutschen Gauen, z. B. in Ostpreußen, dieselbe Anordnung der Urnen in den gleichaltrigen Glockengräbern wiederholt und daß diese den Frühgermanen zugesprochen werden. Es liegt darum für Sachsen die Wahrscheinlichkeit einer germanischen Besiedlung schon in der Urgermanenzeit nahe.

Sicherer erkennen wir die germanische Ausdehnung und Landnahme an dem Vordringen der Brandgräberkultur, die den in Norddeutschland wohnenden Westgermanen eigentümlich war. Diese Übergangskultur, in der die bisher vorherrschende Bronze allmählich von dem neu aufgekommenen Eisen verdrängt wurde, besitzt einen ganz bestimmten Formenschatz an Geräten, Waffen und Schmuck. Mit diesem stimmen sächsische Fundgegenstände trefflich überein. Wir sind daher berechtigt, in ihren Trägern ebenfalls Westgermanen zu erblicken. Diese sind sicherlich aus dem Dessauer Gefilde, das dem an der unteren Elbe sich ausbreitenden westgermanischen Kernlande am nächsten lag, nach Sachsen gezogen. Der Elbefluß mit seinen vielen Verzweigungen und sumpfigen Ufern scheint jedoch kein einladendes

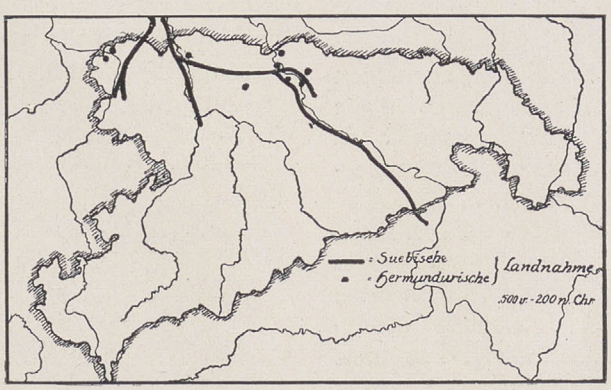


ABB. 1. SWEBISCHE UND HERMUNDURISCHE BESIEDLUNG SACHSENS

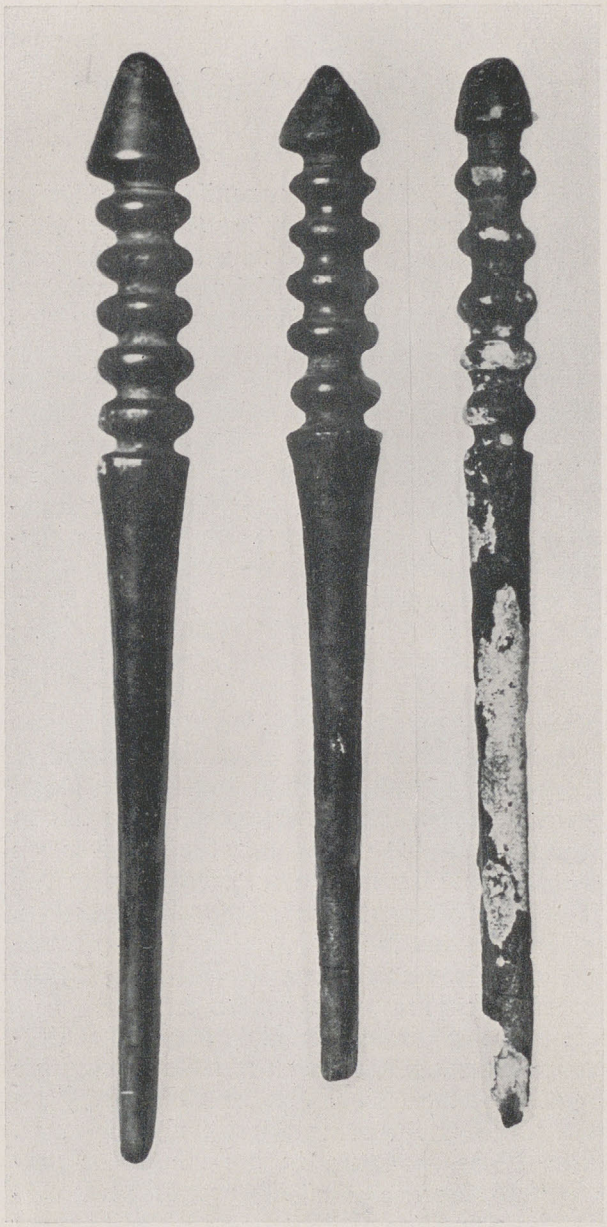


ABB. 2. BRONZENADELN des swebischen Gräberfeldes in Pirna

Wandergelände gewesen zu sein. Die Fundverteilung läßt vielmehr den Lauf der Mulde als Hauptzuzugsstraße vermuten. Zunächst nahmen die Westgermanen vom nordwestlichen Teile Sachsens Besitz, der Leipziger Tieflandsbucht bis in das Wurzener Land. Einzelne Funde verweisen schon in die Zeit um 500 v. d. Ztr.

Die Eroberer machten aber im Muldenlande nicht Halt. Das fruchtbare Elbetal lockte. Darum überschritten sie östlich Wurzen die Wasserscheide zwischen Mulde und Elbe und folgten dem Döllnitzbach bis in das Flachland bei Riesa, das dicht mit Niederlassungen überzogen wurde. Auch in die Seitentäler des Flusses drangen die Siedler vor. Den weiteren Weg nach Süden wies die Elbe, deren Tal im ganzen Sachsengau und auch weit noch bis ins sudetendeutsche Land in Besitz genommen wurde. Reihen sich die germanischen Fundplätze wie Perlen an eine Kette von Nordwestsachsen über das nordsächsische Tiefland in das Elbland, so hat sich in Ostsachsen bis jetzt noch keine gleichaltrige germanische Volkschaft nachweisen lassen. Die sächsische Lausitz war damals noch ohne germanische Siedler (Abb. 1).

Die Funde, die uns diese Besiedlungsverhältnisse anzeigen, stammen zumeist aus Gräbern. Diese sind vereinzelt, auf kleineren oder größeren Flächen freigelegt, aber nur zum kleinsten Teile wissenschaftlich untersucht worden. Noch schlimmer erging es den Resten ehemaliger Hausbauten. Sie lassen sich lediglich aus den Gruben erschließen, die als dunklere Flecken bei der Bodenbearbeitung aufgeschlossen werden. Diese ließ man unbeachtet oder es fehlte an Mitteln, durch eine größere Grabung nachzuspüren. Darum wissen wir weder von der Art der germanischen Hausbauten vor der Zeitrechnung in Sachsen noch von der örtlichen Ausdehnung einer Niederlassung etwas. Wir müssen ihr Vorhandensein aber aus den Gräbern erschließen. Nach ihnen können wir feststellen, daß die Germanen nicht dicht beisammen, sondern oft weit voneinander entfernt in einzelnen Gehöften, weilerartig, gewohnt haben. Einige größere Friedhöfe deuten jedoch auch auf dorfähnliche Anlagen hin. Eine weitere Beobachtung ist, daß sich die Niederlassungen eng an einen Wasserlauf halten. Sie verlieren sich nicht auf die bach- und

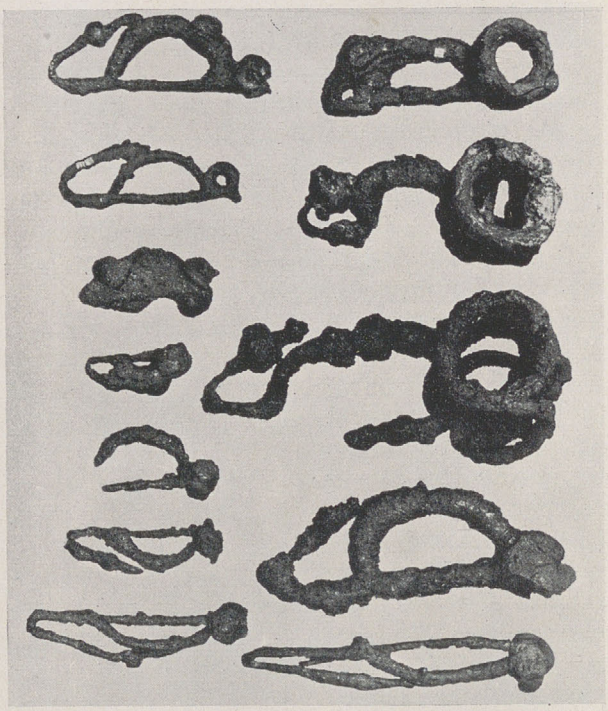


ABB. 3. GEWANDSPANGEN des swebischen Friedhofs in Pirna

flußfernen Höhen und mögen sie noch so fruchtbar sein. So wirkt ganz auffällig die Umgehung der fruchtbaren sächsischen Lößgebiete von Borna, Lommatzsch und Bautzen, die gut durchforscht sind und während anderer Kulturperioden eine reiche Besiedlung besaßen. Vielleicht trugen noch unbekannte klimatische Erscheinungen die Schuld. Auf den Rändern der Hochterrassen, die den Flußlauf begleiten, hatten die Germanen ihre Güter errichtet. So befanden sie sich vorteilhaft in der Nähe des unentbehrlichen Wassers und der fruchtbringenden Gefilde, auf denen sie Ackerbau und Viehzucht betrieben.

Ebenso spärlich wie über die Hausbauten berichten uns sächsische Funde über das Wehrwesen. Nur ein einziges der zahlreichen Gräber hat Waffen überliefert. Es stammt von Groitzsch. Darum begrüßen wir dankbar die anderen klei-

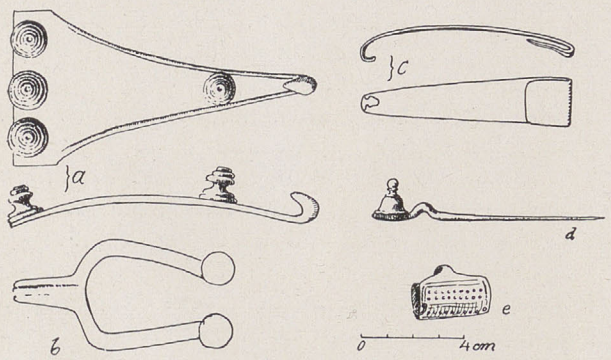


ABB. 4. GÜRTELSCHLIESSEN UND GÜRTELHAKEN aus den swebischen Gräberfeldern von Zeithain und Riesa

neren Dinge aus Bronze und Eisen, die dem Toten in sein Grab beigegeben worden sind. Es sind zumeist Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände, die in jener Zeit so gestaltet wurden, daß sie zugleich einen Schmuck darstellten. Wir finden Nadeln, Fibeln, Gürtelhaken, Ringe und Ohrgehänge häufig. Sehen wir uns einige von diesen an! Da haben wir die eisernen Nadeln, deren Schaft kurz vor dem Kopf kropfartig ausschwingt und schließlich in eine Scheibe ausläuft. In deren Mitte steht ein Stift. Auf ihm sitzt ein schön profilierter Bronzekegel (Abb. 4d). Sind diese Kegel äußerst dünnwandig gegossen und ihr Gewicht kaum spürbar, so sind die massiv gegossenen Nadeln aus Bronze aus Pirna von beträchtlicher Schwere. Sie werden wohl hauptsächlich zum Zusammenhalten der Kleidung gedient haben (Abb. 2). Zu gleichem Zwecke verwendete man auch die Gewandspangen. Sie erscheinen, gemessen an denen, die nach der Zeitrechnung von den Germanen geformt wurden, nüchtern. Doch wirken auch sie trotz aller Stileinfachheit schön. Sie sind aus einem langen

ABB. 5. GRABURNEN aus dem swebischen Friedhof in Nünchritz

Draht gebogen. Die Spirale ist mehrmals gewickelt, so daß die Erinnerung an eine Armbrust geweckt wird, oder sie ist von Korallen eingefaßt. Das gegenüberliegende Ende, das Schlußstück, ist von besonderem Interesse. Je nachdem, ob es frei in die Luft steht, in der Mitte den Bügel umfaßt oder mit ihm zu einer Ganzheit verschmolzen ist, sprechen wir von Früh-, Mittel- oder Spät-(Latène-)Fibeln. So verhilft uns also das Schlußstück zu einer zeitlichen Gliederung. Es läßt aber auch eine stilistische Gruppierung zu.

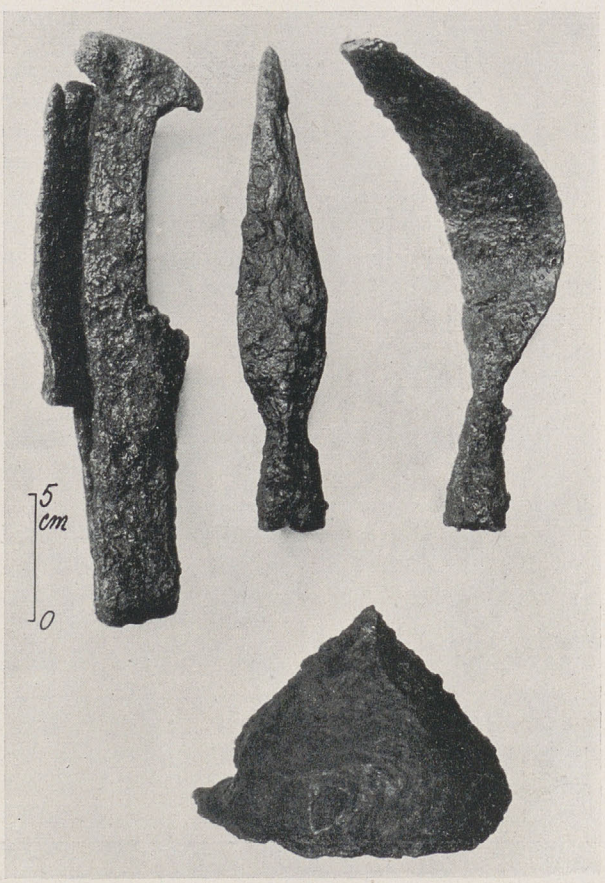


ABB. 6. HIEBSCHWERT (zusammengerollt), LANZENSPITZEN UND SCHILDBUCKEL aus dem hermundurischen Friedhof in Prositz

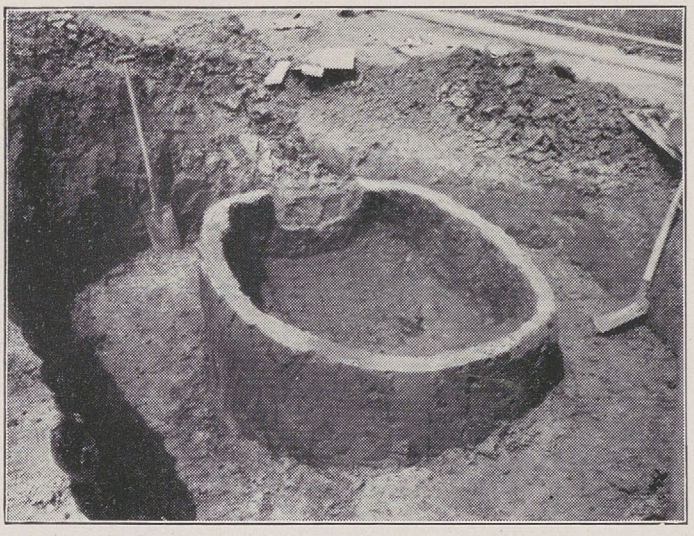


ABB. 7. BACKOFEN der hermundurischen Siedlung in Riesa

Bei älteren Fibeln gleicht das Schlußstück einer Maske, bei etwas jüngeren einer Kugel, einem Kegel, einer Wulst oder einer Scheibe, welche dann wohl einst eine Perle barg (Abb. 3).

Verschiedenartig und sehr reizvoll gestalteten die Germanen in Sachsen auch ihre Gürtelschließen. An einzelnen haben sie dem kleinen Haken Menschen- oder Tierkopfgestalt verliehen. Zumeist haben sie sie ganz einfach, zungenförmig gehalten (Abb. 4c). Etwas bewegter sind die gespaltenen. Reicher schmückten sie die dreieckigen (Abb. 4a). Manche von ihnen tragen Ringe, andere Bronzeplatten mit Bronzekegeln. Gleiche Zier weisen auch die sporenförmigen auf (Abb. 4b). Der für das mitteldeutsche westgermanische Gebiet eigentümliche dreifach gegliederte Gürtelhaken aus der Endzeit tritt nur einmal in Bronze in Boberşen auf.

Auch des Ohrschmuckes wollen wir gedenken. Es sind die aus dünnstem Bronzeblech geformten Schildohrgehänge (Abb. 4e). Der etwa briefmarkengroße gebogene Schild ist mit Linien und Pünktchenreihen geschmückt.

Haben wir einige der metallischen Schöpfungen aus Männerhand kennengelernt, so wollen wir noch einen Blick auf das als Frauenwerk uns überlieferte Volksgut werfen. Gemeint ist die Topfware. Sie läßt sich in zwei Gruppen scheiden, in hand- und drehscheibengearbeitete Gefäße. Beide Techniken haben verschiedene Grundformen hervorgerufen. Ohne Maschine entstanden die Rauhtöpfe, die Terrinen, die Töpfe mit langem Hals und andere (Abb. 5). Von diesen dunkelbraunen, ernsten, herben und zumeist schmucklosen Gefäßen heben sich die gedrehten Näpfe und Schalen durch ihre dunkelgraue bis schwarze Farbe, und ihre horizontalen Wülste ab. Selbstverständlich ist, daß man zur Drehscheibenarbeit keinen Ton verwenden konnte, der mit Steinen gemagert, sondern nur solchen, der gut geschlämmt war. Da aber auch handgearbeitete Gefäße aus dem gleichen feinen Tone hergestellt worden sind, so dürfen wir auch die technisch vollendeteren gedrehten Gefäße als heimische, germanische Ware ansehen.

Alle diese Fundgegenstände sind uns willkommene Anhaltspunkte zur zeitlichen und volklichen Bestimmung. So können wir erkennen, daß die Funde aus den letzten 5 Jahrhunderten v. d. Ztr., namentlich aus der Zeit von 400 bis 200 v. d. Ztr. stammen. Die Frage nach der Stammeszugehörigkeit läßt sich nach dem jetzigen Forschungsstand noch nicht abschließend klären. Es ist möglich, in den ersten Germanen Sachsens die Ahnen der späteren Hermunduren zu erblicken. Sicherer aber steht der Nachweis des großen Verbandes der westgermanischen Sweben fest.

Die Dichte dieser germanischen Bevölkerung nimmt im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. auffallend ab. Auf nur wenigen bis jetzt bekannten Plätzen bleibt eine Restbevölkerung zurück. Die Mehrzahl mag dem von nordischer Lebenskraft zeugenden Zug der Kimbern und Teutonen gefolgt sein. Andere werden dem Aufruf des stammeseigenen jungen Herzogs Ariowist Folge geleistet haben, der als mächtiger Swebenfürst das westgermanische Reich über den Main, Neckar und den Mittelrhein ausgedehnt hatte und Neuland in Gallien eroberte. Jedenfalls hat Sachsen zu Beginn der Zeitrechnung nur noch eine dünne swebische Besiedlung.

Es ist darum verständlich, daß das menschenarm gewordene Sachsenland andere volkreiche Stämme zur Besitzergreifung reizte. Diesmal erfolgte der Zustrom von Thüringen her. In Westsachsen wiesen die Weiße Elster und in Mittelsachsen die

ABB. 8. FUSSCHALE aus dem hermundurischen Gräberfeld in Lützkewitz

Elbe den Weg. Die Hermunduren waren es, die nach Gebietserweiterung nach Südosten hin drängten und ebenfalls bis ins Böhmerland vorstießen (Abb. 1).

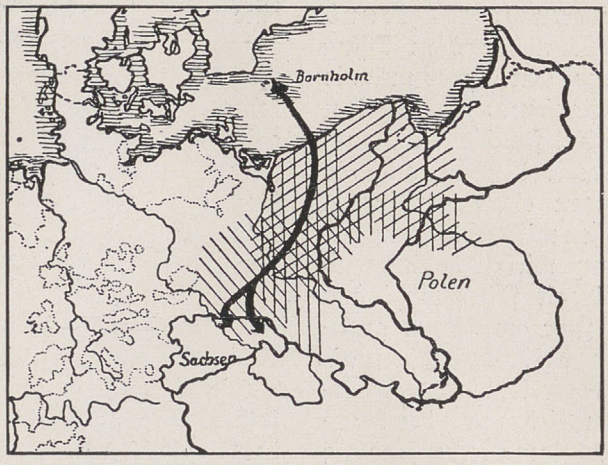


ABB. 9. DER AUSGRIFF DER BURGUNDER nach Ostsachsen, 3.—4. Jahrhdt.

Das Fundinventar weist auf kämpferische Haltung und auf Ackerbaukultur hin. Abermals wird das Märchen von dem Nomadentum der Hermunduren zerstört. In den ersten Jahrhunderten muß das Sachsenland von beachtlicher Bedeutung für das große und mächtige Hermundurenreich gewesen sein; denn neben einigen Fundplätzen, die über das gesamte westelbische Tiefland verstreut liegen, stehen die großen Gräberfelder von Prositz bei Meißen und von Hänichen bei Leipzig. Allein das Prositzer Brandgräberfeld ergab weit über 100 und zum Teil reich ausgestattete Gräber. Bedeutungsvoll sind uns die mit dem Hakenkreuz und dem Mäandermuster in Rollrädchentechnik verzierten schwärzlichen, weitmundigen Urnen mit der hochgewölbten Schulter. In ihnen lagen die Waffen der Männer: Lanzen, Schwerter und Schildteile. Sie sind Zeugen des hermundurischen Waffenreichtums (Abb. 6). Daß daneben auch die anderen eisernen Dinge wie Messer, Äxte, Scheren, Feuerpinken und Schlüssel als heimische Erzeugnisse zu gelten haben, belegt uns der in Riesa freigelegte Schmelzofen. Die gelegentlich gefundenen, auf den Weintrunk hinweisenden Gerätschaften, Kasserole und Sieb und Bestandteile der Trinkhörner, sprechen für eine nicht abzuleugnende Wohlhabenheit. Wir ersehen sie auch aus den bronzenen profilierten Fibeln, den Augenfibeln und Rollkappenfibeln, ferner aus den Gürtelschnallen, Perlen und vor allem aus dem prächtigen Goldberlock. Den Wohlstand läßt aber auch der Teil eines bäuerlichen Gehöftes wahrnehmen, der beim Badbau in Riesa zum Vorschein kam. Neben einem Kochhaus mit zwei Herden stand ein großes Herrenhaus, das mehrfach untergeteilt war und an der Ostseite eine Vorhalle wie das Haus von Vehlow besaß. Außerhalb des Hauses stand ein großer Backofen (Abb. 7).

Mit dem Ende des 2. Jahrhunderts erlahmte auch die Siedlungswelle der Hermunduren Sachsens und nur Teile des Volkes blieben in der Folgezeit seßhaft. Die Leipziger Landschaft kennt die Fundplätze von Eythra, Lützkewitz, Roitzsch und Gundorf und das Elbetal solche von Zöschau und Forberge aus dem 3.—4. Jahrhundert (Abb. 8).

Dafür hielt aber in Ostsachsen bis ins Elbetal eine neue germanische Bevölkerung ihren Einzug. Sippen jenes heldenmütigen Volkes waren es, dessen beklagenswertes Schicksal uns das Nibelungenlied verklärt hat: die Burgunder. Aus ihrem ostdeutschen Siedlungsraum sind sie die Spree und die Röder südwärts gestoßen und haben die Bautzener Pflege und die Röderauen bis ins Elbetal nach Dresden in ihr Reich einbezogen (Abb. 9). Ihren Weg und ihre Niederlassungen kennzeichnen die sog. Brandgruben oder auch Brandschüttungen, die sie für ihre Toten anlegten. Durch die hohe Zahl der Gräber in den einzelnen Friedhöfen und die Art der Fundstücke sind wir wohl imstande, auf eine ungefähr von 200—400 anhaltende burgundische Seßhaftigkeit in Sachsen zu schließen. Besondere Beachtung verdient in dieser Hinsicht die Auffindung eines burgundischen Hausgrundrisses bei Bautzen. Bei Erdarbeiten zum Bau der Reichsautobahn fand man in Teichnitz im Lehmboden die Pfosten eines Rechteckhauses von 8,30 m Länge und 3,80 m Breite. In der Vorhalle grub man ein burgundisches Tongefäß aus.

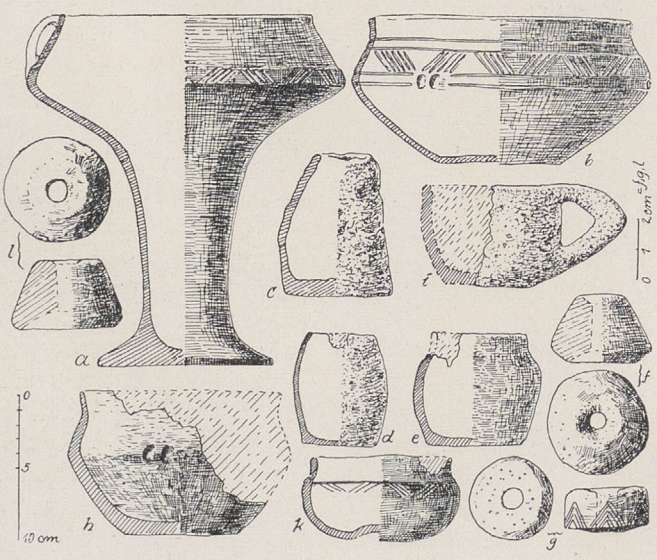


ABB. 10. GEFÄSSE UND SPINNWIRTEL aus dem burgundischen Friedhof in Großenhain

Die Funde bestätigen uns, was die Sage

überliefert: die Burgunder waren wehrhafte und kriegerische Bauern, die neben dem Pflug auch das Schwert, die Lanze, den Speer und die Streitaxt zu führen verstanden. Außer den Grabgruben ist gerade die Axt für die Erkennung burgundischen Volkstums wertvoll. Doch auch die Beigaben von vielen kleinen eisernen Dingen, Holzbehältern und Tongefäßen mit drei X-förmigen Henkelchen in Drittelstellung wirken bestimmend (Abb. 10). Wohlstand spiegelt sich sowohl aus einigen für die damalige Zeit als Luxus anzusehenden Glas- und terra sigilata-Gefäßen als auch aus Perlen, Fibeln, vor allem aus der vergoldeten Dreirollenfibel von Litten und der bronzenen Gürtelschnalle mit prächtiger Tierkopfendung aus dem Gräberfeld von Schönfeld bei Großenhain, wider. In Schönfeld offenbarte uns auch ein Grab die vollständige Ausrüstung eines Kriegers (Abb. 11).

Die außerordentlich vielen aus den Gräbern herausgelesenen Fundstücke geben uns Kunde von einer Lebensweise, die eines Kulturvolkes durchaus würdig ist. Leider sind die Dinge durch die herrschende Grabsitte oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Denn die Burgunder verbrannten auf dem Scheiterhaufen mit dem Toten alles, was sie ihm ins Grab mitgeben wollten, Gefäße, Geräte, Schmucksachen und Waffen und schütteten alles mit den Knochenresten und der Holzasche in eine Grube. Manche Gefäße sind daher sehr verzogen. Trotzdem erkennen wir eine zweifache Technik. Teils sind die Töpfe freihändig geformt, teils auf der Drehscheibe hergestellt. Saubergestaltete Pokale und Fußschalen erwuchsen neben derben Näpfen den geschickten Frauenhänden.

Am Ende des 4. Jahrhunderts verließen die Burgunder unser Sachsenland vollständig und folgten den schon vorher vorangegangenen Volksteilen an den Rhein nach, wo sich ihr tragisches Schicksal vollzog.

Ostsachsen blieb nun ohne Germanen und wurde später eine mühelose Beute slawischer Wellen. In Westsachsen bildete die geringe Restbevölkerung der Hermunduren die Brücke für eine neue westgermanische Besiedlung. Durch einen ihr Volk wesentlich verstärkenden Zustrom aus dem Norden um 400 gelangte das Reich der Thüringer, deren Name eine Weiterbildung des früheren Namens Hermunduren erkennen läßt, zu neuer Machtentfaltung. Von den Angeln und Warnen, die diesen Anstoß ausübten, spürt unser Sachsenland den Einfluß der letzteren. Neben Zeugnissen aus Schrift, Sprache und Recht liegen beweiskräftige Bodenfunde vor. Sie haben wiederum im Leipziger und im Riesaer Becken ihre Mittelpunkte. Westsachsen ist vermutlich elsteraufwärts und Mittelsachsen elbaufwärts erreicht worden.

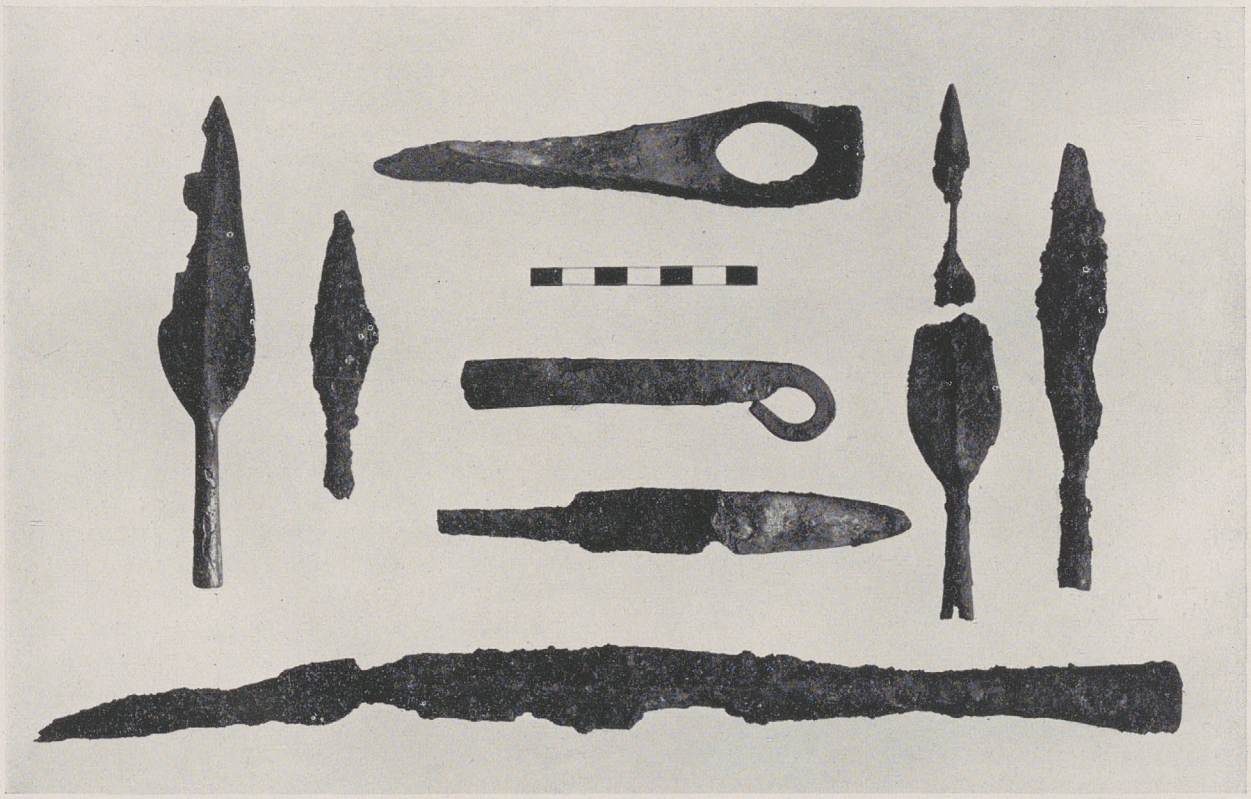


ABB. 11. DIE AUSRÜSTUNG EINES BURGUNDISCHEN KRIEGERS *aus einem Grabe in Schönfeld bei Großenhain*

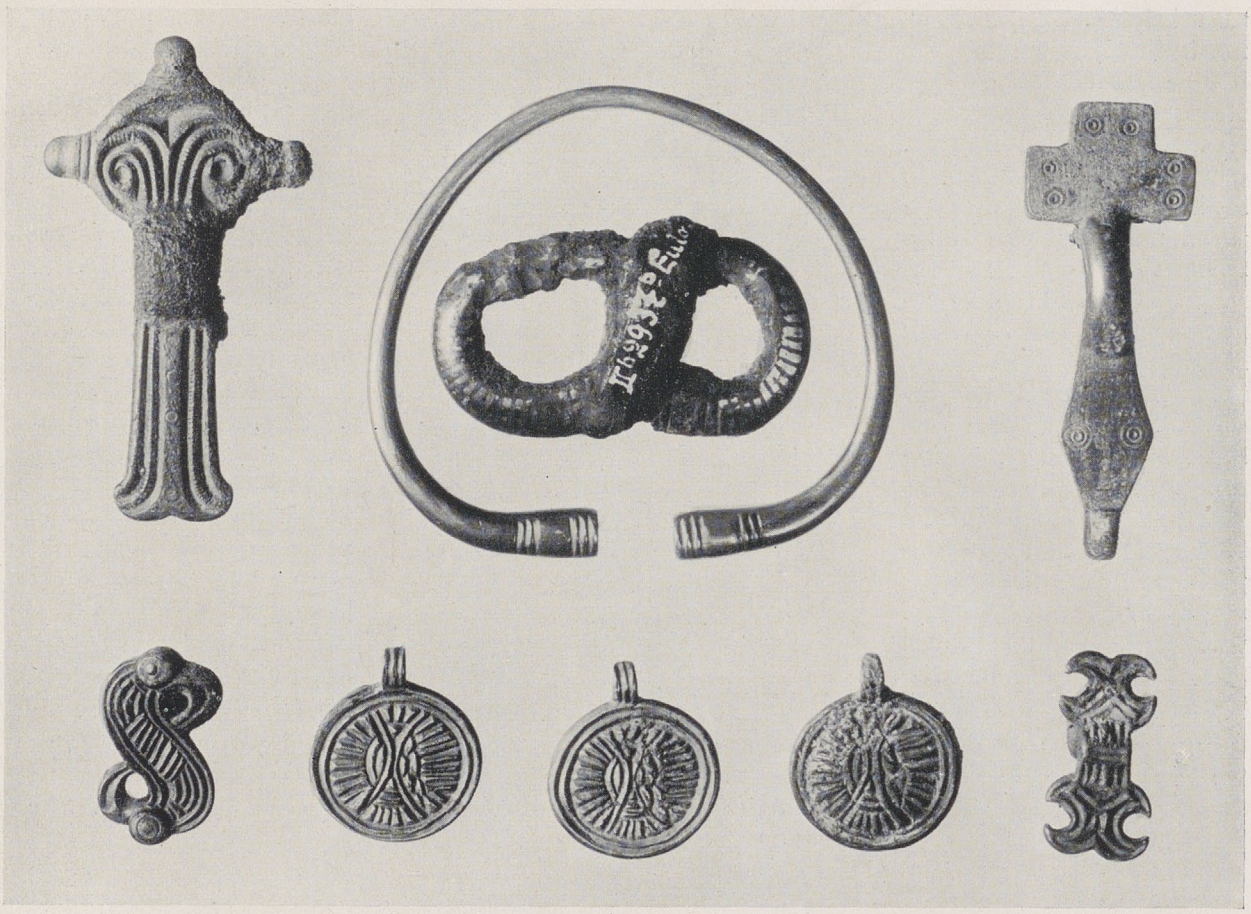


ABB. 12. GEWANDSPANGEN, ARMRING UND HÄNGEBRAKTEATEN aus dem warnischen Gräberfeld Eulau-Elstertrebnitz

Hier bildete es den südöstlichen Grenzraum des großen Germanenreiches.

Die Körperbestattung in Reihengräbern hat den urgermanischen Brauch der Leichenverbrennung abgelöst. Nach wie vor gab man aber den Toten Beigaben mit ins Grab. Wir finden die westgermanischen doppelkegeligen Schalen, die Kümpfe und auch einmal einen Pokal. Handarbeit steht neben Drehscheibenware. Manche Gefäße sind auch sächsischer Art und stellen Beziehungen zum sächsischen Volkstum her. Die reichhaltige Ausstattung der Gräber Westsachsens bezeugt uns wieder die hochstehende germanische Kultur zu allen Zeiten. Vergoldete und versilberte Anhänger, Schnallen, Ringe, zum Teil in nordischer Kerbschnittechnik verziert, schmuckbeladene Knochenkämme und herrliche Fibeln, wie die bronzene Dreikopffibel und die Plattenfibeln von Eulau-Elstertrebnitz, führen uns das Schönheitsgefühl und die Kunstfertigkeit unserer Vorfahren vor Augen (Abb. 12). Dagegen bedauern wir die Spärlichkeit der Waffenbeigaben. Einige Lanzen, Schildteile und eine fränkische Franziska sind die einzigen gesicherten Fundstücke, deren wir uns erfreuen. Ein gut erhaltener Schädel eines Mannes weist eindeutig zur nordischen Rasse hin.

Über die Hausbauten der thüringischen Warnen haben wir durch eine Ausgrabung in Röderau Auskunft erhalten. Dort belegten Pfostenlöcher und Hausgrund den Rechtecksbau als Blockbau mit Satteldach und die Seßhaftigkeit. Außer Kleinfunden wie Scherben und Spinnwirtel sind ein großer Klumpen ausgeschmolzenen Raseneisenerz und ein Hundeskelett bemerkenswert. Ersterer hatte als Kochherd Verwendung gefunden und letzteres wies durch seine Bestattungsart auf ein Bauopfer an den Hausgeist hin. Wie weit seine glückbringende Kraft gereicht haben mag, wissen wir nicht. Dem Stammesverband und dem Thüringerreich blieb sie versagt. Unglück brach im 6. Jahrhundert über das Schicksal des germanischen Lebensraumes in Sachsen herein. Die Verbündeten Sachsen und Franken zerbrachen in der Schlacht bei Burgscheidungen 531 die Kraft des Thüringerreiches. Das Frankenreich gliederte sich den sächsischen Anteil ein, vermochte ihn jedoch als östlichsten Zipfel seines Reiches nicht zu schützen. Allmählich entglitt auch dieser westsächsische altgermanische Siedlungs-

raum in späteren Jahrhunderten in slawische Hände.

Eine letzte westgermanische Restbevölkerung werden jene Langobarden in unserem Sachsen angetroffen haben, die im 6. Jahrhundert durchzogen und dabei einen ihrer Männer und eine Frau auf Flur Dresden-Nickern begraben mußten. Sie begruben die Körper und gaben ihnen schöne Gegenstände mit ins Grab, die aber leider von den Findern schlecht behandelt worden sind. Welch prächtigen Schmuck müssen die vergoldeten Knopfplattenfibeln mit dem Tierkopffuß dargestellt haben (Abb. 13)! Weiteren Reichtum künden uns die bronzene Gürtelschnalle, die bronzene Riemenzunge und der Spinnwirtel aus Glas. Des Mannes Wehr

ABB. 13. VERGOLDETE GEWANDSPANGE mit Tierkopffuß aus dem langobardischen Frauengrab in Dresden-Nickern

spiegeln die Lanzen und Messer wider.

Mit diesen Gräbern erlischt die bis jetzt durch Bodenfunde sicher nachweisbare germanische frühgeschichtliche Besiedlung Sachsens. Über 1000 Jahre hindurch konnten wir sie verfolgen. Die geringe und nur 200 Jahre anhaltende slawische Herrschaft ist demgegenüber bedeutungslos und vermag nicht unser Recht und unseren Stolz auf diesen altgermanischen Lebensraum zu schmälern. Sind wir doch dessen gewiß, daß Germanen auch weiterhin unter slawischer Oberhoheit wohnhaft geblieben sind und uns das Erbe der germanischen Urväter in unsere Gegenwart übermittelt haben.

Menne Helmers

Der Kreuzbaum im niedersächsischen Bauernhaus, ein heiliger Baum oder eine heilige Säule?

Bei einer Untersuchung des Bauernhauses in Ostholstein durch einen meiner Schüler, fand sich in Badendorf bei Lübeck ein „Durchgangshaus", jetzt Scheune, nach Angaben des Besitzers früher aber ein Wohnhaus, in dem in der Mitte der Längsdiele nach dem Ausfahrtsende hin ein einzelner Ständer steht (Abb. 1). Ähnliche Ständer gab es früher auch anderwärts, die gleichfalls auf der Mittellinie des Hauses standen, dicht bei dem Rundherd, wie das im Hause Weng in Hornbek der Fall war (Abb. 2).

Dieser Ständer hieß der Kreuzbaum (Krützboom), von dem Rhamm als einer „rätselhaften Erscheinung innerhalb des altsächsischen Hauses" spricht, „die sich direkt gegen die hergebrachte Vorstellung von dem Flet als einer bloßen Verlängerung der Däle, als einer einfachen Abteilung des großen Mittelschiffes richtet". „Der Kreuzbaum stützt . . . den Fletbalken, doch nicht unmittelbar, sondern vermittels eines untergelegten Holzes. Etwas tiefer streckt er nach den Seiten Arme aus, die gleich der Deckplatte durch Streben gestützt sind" (Abb. 3). Auf die Arme wurde früher ein Licht gestellt. Über die Aufstellung mitten im Flet berichtet Rhamm, daß er dicht neben dem alten Herdplatz stand, der noch „daran kenntlich ist, daß sich in der Pflasterung des Flets eine Vertiefung befindet, wohin jetzt das Spülwasser zusammenfließt, um dann ausgeschöpft zu werden."

Über das gleiche Haus und den Kreuzbaum berichtet 1894 Lenz: „Am Ende der großen Diele liegt in der Mitte ein Herd, hinter demselben die 1734 eingebaute Stube mit Alkoven. Bis dahin versammelten sich, nach Mitteilungen des jetzigen Bewohners, die Insassen, im Winter in Schafspelze gehüllt, zu den Mahlzeiten und am Abend unter dem Kreuzbaum, um den allseitig freistehenden Herd. Der Kreuzbaum selbst steht zur Zeit noch, seine Arme, welche den Kesselbaum tragen, sind erst kürzlich abgesägt worden", „weil sie angeblich den von der Däle einfallendem Licht im Wege waren".

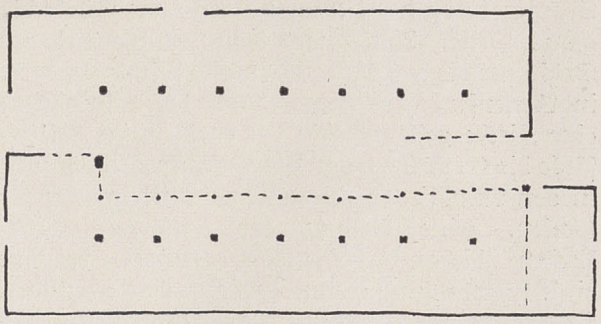


ABB. 1. „DURCHGANGSHAUS" aus Badendorf b. Lübeck

Einen Kreuzbaum allenfalls ohne die tieferen Querarme finden wir im Ostenfelderhaus (Abb. 7), jetzt Museum in Husum und in dem Ostenfelder Flet im Museum Altona. Hier stand er aber nicht in Mittellinie des Hauses, sondern seitlich neben dem Herde (Abb. 4) und stützte hier den Unterzug. Berücksichtigen wir weiterhin die Mitteilung, die Rhamm über ein Haus in Basedow gemacht hat, daß dort der Kreuzbaum neben dem Herd in einem als Küche abgetrennten Seitenarm des Flets stand (Abb. 5), so dürfen wir schon hier auf eine besondere Beziehung Kreuzbaum-Herd schließen.

Heute ist dieser Kreuzbaum, ausgenommen der eingangs geschilderte Ständer in dem alten Durchgangshaus in Ostholstein, nirgends mehr zu entdecken. Er ist aber nach Aussagen zuverlässiger Leute in vielen Orten beglaubigt. Ein alter Maurer konnte für Groß-Schretstaken berichten, daß dort 1892 der letzte Kreuzbaum entfernt wurde. „Im Gebiet des Holstenhauses ist er jetzt unbekannt . . . er fand sich 1913 auch noch im Hause Knees in Göls, wo er als Pfeiler („Piler") bezeichnet wurde und als Stütze für den Fletbalken diente." Saeftel hat im „Ditmarscher Bauernhaus" in Melldorf aus Odderade, Kreis Süderditmarschen, am Fletbalken ein Zapfenloch entdeckt, das „nur auf das frühere Vorhandensein eines Kreuzbaumes zurückgeführt werden kann". Unter Berücksichtigung dieser und all der anderen Angaben über das Vorkommen des Kreuzbaumes dürfen wir wohl annehmen, daß er früher im Gesamtgebiet des Alt-Sachsenhauses verbreitet gewesen ist.

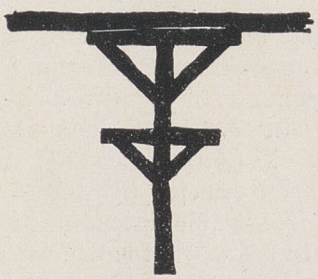


ABB. 3. KREUZBAUM IM HAUSE WENG IN HORNBEK

Ohne zunächst auf Entstehung und Sinn des Kreuzbaumes einzugehen, sei auf eine andere Erscheinung des Niedersächsischen Bauernhauses hingewiesen, die m. E. mit dem von uns hier behandelten Fragen in Verbindung steht. Lenz berichtet, daß die Arme an dem Kreuzbaum im Haus Weng den Kesselbaum trugen. Meringer spricht dagegen „von einem drehbaren Galgen", der die gezähnte Stange trägt, an dem der Kessel höher und niedriger gestellt werden kann. Rhamm nennt dieses Gestell „den Wendebaum oder Wendesäule" (wendbom in Boke, rontbom im benachbarten Mastholte, wendsule bei Jostes, weinszul

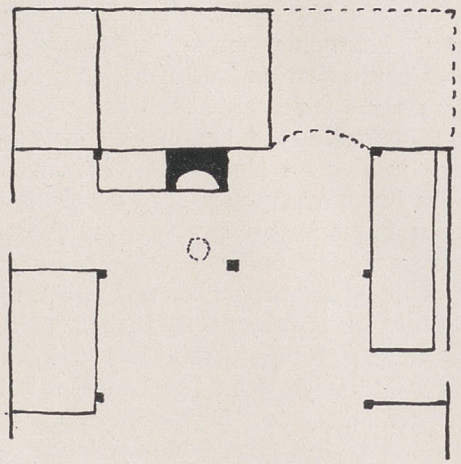


ABB. 2. HAUS WENG IN HORNBEK

bei Brandi), ein neben dem Herd aufgestellter Pfosten mit einem drehbaren Arm zum Aufhängen des Hahl, der auch auf niederländischer Seite allgemein ist. Mit diesem Arm des Wendebaums „konnte der Kessel gleich vom Feuer auf den Tisch geschwenkt werden". Stellenweise muß der Arm sehr lang gewesen sein, bis zu 10 Fuß, „um den großen kupfernen Kessel mit dem Viehfutter von der Herdstelle zu dem auf der Däle gelegenen soppenhok . . . drehen zu können".

Auch dieser „Baum" verschwindet mehr und mehr, während er früher überall vorhanden war. Statt dessen berichtet Bomann, daß die „Kesselhaken in der Grafschaft Hoya-Diepholz sowie im Fürstentum Osnabrück an einem, an der Rückseite der Herdstelle, der Brandmauer, in sinnreicher Weise befestigten, um seine Halbachse drehbaren Arm, dem Wendehahl (wenn-haal)" befestigt sind. Eine ähnliche Vorrichtung soll nach Ramke in Südoldenburg vorhanden sein. „Doch ist diese Einrichtung nicht die ursprüngliche. Bevor es Schornsteine gab, lag, . . ., das Herdfeuer eine Strecke von der Brandmauer entfernt. Deshalb konnte man auch nicht füglich dort einen Wende-

baum anbringen, dafür war neben dem Herdfeuer ein dicker Pfahl eingegraben, die „Wendesule", woran der Wendebaum, „Wendsuse" genannt, befestigt war."

Wenn wir somit den Wendebaum als verkümmerte Form der Wendesule ansehen müssen, den drehbaren Galgen als Zwischenform betrachten können, so dürfen wir wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch der Wendebaum als solcher schon eine Ableitungsform des Kreuzbaumes darstellt. In dieser Ansicht bestärken uns einmal die Mitteilungen, daß an dem Kreuzbaum entweder ein drehbarer Arm für den Kesselhaken hing, oder daß an ihm ein Rahmen befestigt war, der den verschiebbaren Kesselhaken trug. Andererseits ist in Zusammenhang unserer Betrachtungen die Tatsache von besonderer Bedeutung, daß eine enge Beziehung „beider Bäume" zum alten Rundherd bestand, daß beide mit dem Herd wanderten, aus den neuen praktischen Notwendigkeiten heraus eine andere Form erhielten und zuletzt bis auf den kleinen Wendebaum an der Brandmauer ganz verschwanden.

Kehren wir nun zu der reinen Form des Kreuzbaumes zurück und fragen wir nach dem Zweck, so ist darüber in der Volksüberlieferung nur noch wenig zu erfahren. Rein aus dem praktischen Denken heraus scheint die Erklärung zu stammen: „Bi'n Inföörn schall man nich to wit up dat Flet rupkamen." (Beim Einfahren soll man nicht zu weit aufs Flet fahren.) Auch die Benutzung als Handtuch- oder Eimerhalter und als Lichtträger, wie uns berichtet wird, verrät uns nichts über den eigentlichen Sinn und den Zweck des Kreuzbaums. Eine Untersuchung der Hauskonstruktion führt uns in der Lösung der aufgeworfenen Frage auch nicht weiter, erweckt oder verstärkt vielleicht eher die Meinung, daß es sich hier um eine kaum aufzuklärende rätselhafte Erscheinung handelt, denn konstruktiv notwendig ist diese Stütze des Fletbalkens nicht.

Wollen wir dieses Rätsel aber trotzdem zu lösen versuchen, müssen wir zunächst einmal folgenden Fragen nachgehen:

1. Ist etwa die Stütze des Fletbalkens, der Kreuzbaum selber schon eine verkümmerte Form eines einstmals bedeutsamen konstruktiven Teils des Niedersachsenhauses?

2. Ist der Kreuzbaum vielleicht statt dessen niemals und in keiner Form konstruktiv wichtig gewesen, sondern gleich als Sinnbild eines heiligen Baumes neben das heilige Feuer gestellt?

Wenn wir vorhin feststellten, daß die Betrachtung der Konstruktion des Niedersächsischen Bauernhauses uns über den Zweck des Kreuzbaumes nichts aussagt, so kennen wir sonst in der Baukunst Säulen, die bedeutungsvolle Glieder des Gesamtbaukörpers sind. Im kleinen Remter auf der Marienburg trägt eine einzige dünne Säule die ganze Decke. Und „nach dem Kunstschriftsteller Dehio hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Irmenseul (ein kleines Dorf bei Hildesheim) eine Kirche gestanden, in der eine einzige Mittelsäule die Gewölbe trug. In ähnlicher Weise tragen in den Rundkirchen Bornholms Mittelpfeiler die Decken. Eine Gruppe der nordischen Stabkirchen, „die an das Numedal gebundene Art mit einschiffigem Hauptraum hat nur einen einzigen Mastbaum, der durch das Dach bis in den Dachreiter emporsteigt und mit seinen Verstrebungen den Kernpunkt der Stabkirche bildet".

In weltlichen Gebäuden, alten Kaufmannshäusern, hat Peßler in Stralsund den „Hausbaum" gefunden, einen gewaltigen Ständer, der von der großen Diele an durch alle Geschosse des Hauses hindurchging. Und Saeftel berichtet über einen solchen Hausbaum aus „Hoetjes Hôs" bei Sieversfleth (Eiderstedt), der auch vom Fußboden bis zum First reicht.

Diese Hausbäume haben nun aber auch keine konstruktive Bedeutung mehr, denn das heutige Sparrendach wird von den Hauswänden oder beim Bauernhaus von den Ständern getragen, die zu beiden Seiten der Diele aufgestellt sind.

Als Vorläufer unseres Sparrendaches wird das sattelförmige Firstpfettendach angesehen, das schon die nordischen Häuser der Jungsteinzeit am Federseemoor besaßen. Dies Dach wurde an der Firstpfette, dem Firstbalken von Firstsäulen getragen (Abb. 6). Diese geradstämmigen meistens 15—25 cm starken Firstsäulen, die voll- und halbrund sind, dringen in den Kies- oder Moorgrund ein. Im Moordorf Aichbühl nehmen bei einzelligen Bauten höchstens drei, bei den zweiräumigen Wohnbauten vier bis fünf Firstsäulen die Firstpfette auf. Reinerth konnte im Taubried bei Buchau statt dessen aus einer Mittelschwelle des Fußbodens herausgeschlagene Einsatzlöcher der Firstträger feststellen.

Diese Bauart scheint noch sehr lange in Deutschland bestanden zu haben, denn nach einem Weistum aus dem Oberinntal soll jemand, der ein Haus baut, Anspruch haben auf 16 Föhrenstämme und einen Lärchenbaum für die Firstsäule aus dem Gemeindewalde.

Saeftel hat daher wohl Recht, wenn er von dem vorhin angeführten Hausbaum sagt, daß „bei seiner Aufstellung in diesem Hause um 1700 herum noch eine Restüberlieferung vom altnordischen Rofendach (Firstpfettendach) in dieser Gegend vorhanden gewesen sein muß".

Nun soll hier nicht die Entwicklung der nordischen Bauten bis in unsere Zeit hinein verfolgt werden. Es mag hier genügen, was Reinerth zusammenfassend sagt, um dann für unsere Frage daraus die notwendigen Schlüsse zu ziehen. „Alle Wesens-

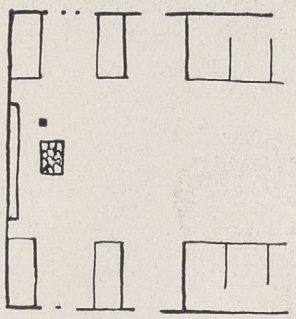


ABB. 4. OSTENFELDER HAUS

merkmale des nordischen Holzbaus, die uns das germanische, das deutsche Haus späterer Jahrtausende so traut und anheimelnd erscheinen lassen, sind diesem ältesten Bau schon eigen . . . Eine einzige ununterbrochene Entwicklungslinie geht von den nordischen Dörfern der Steinzeit bis zu den späteren Stätten germanischer Kultur." Damit hat sich bestätigt, was wir zuerst als Vermutung aussprachen: Auch der Kreuzbaum ist eine verkümmerte Form eines einst konstruktiv wichtigen Teiles des Hauses und zwar der Firstsäulen, die schon im nordischen Haus der Steinzeit vorkommen.

Versuchen wir nun die zweite Frage zu beantworten. Wir wissen, daß es noch heute in manchen Gegenden Sitte ist, an die Hinterwand des Herdes mit weißem Sand Bäume in den Sott zu zeichnen. Berücksichtigen wir weiterhin, daß Mannhardt berichtet, die Elbwenden richteten „auf einem runden Hügel mitten im Dorfe eine 20 oder mehr Ellen hohe Eiche, den sog. Kreuzbaum oder Hahnenbaum auf, der so lange stehen blieb, bis er von selbst umfiel", so könnten wir leicht vorschnell annehmen, daß unser Kreuzbaum auf diesen „Kreuz- oder Hahnenbaum" zurückginge, da ja auch beide im Namen übereinstimmten. Scheinbar unterstützt wird die Ansicht, daß der Kreuzbaum des Bauernhauses auf einen

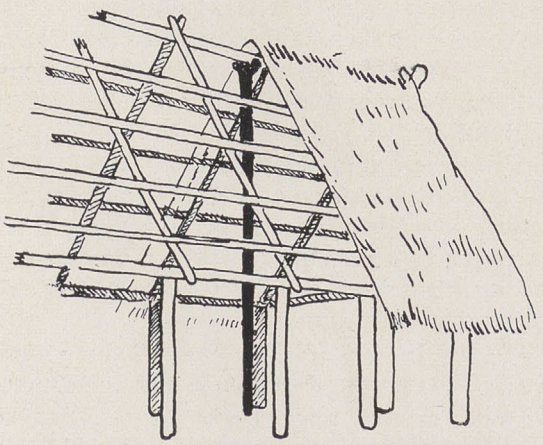


ABB. 6. AICHBÜHL, Moorbau 1. Ständergerüst

richtigen Baum zurückgehen könnte, durch einige Belege aus der Literatur.

In einem Leich vom Heiligen Georg aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts heißt es, daß er (der Heilige Georg) eine Holzsäule, die das Dach einer Witwe trug, wieder habe ausschlagen und Schatten spenden lassen. Noch bestimmter spricht die Wölsungensage von einem richtigen Baum im Haus: „Es wird gesagt, daß König Volsung eine stattliche Halle bauen ließ und zwar in der Art, daß eine mächtige Eiche in dem Saale stand und die Zweige des Baumes in frischem Grün über das Dach des Saales hinausragten, der Stamm aber stand unten in der Halle, und nannten sie das „Kinderstamm". Und weiter wird erzählt, daß ein Mann (Allvater Wodan) in die Halle trat, „der war ihnen unbekannt von Ansehen . . . er hatte ein Schwert in der Hand und trat an den „Kinderstamm"; einen tief in das Gesicht herabhängenden Hut hatte er auf; sehr

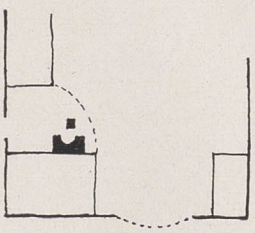


ABB. 5. HAUS SCHRÖDER IN BASEDOW

hochgewachsen war er und alt und einäugig. Er schwang das Schwert und stieß es in den Stamm". Dann trat Siegmund hinzu und zog das Schwert aus dem Stamm heraus, „als ob es da los läge vor ihm".

Nun weist bei diesem Baume als Dachträger die Bezeichnung „Kinderstamm" schon darauf hin, daß ihm eine besondere Bedeutung beigemessen wurde. Wenn wir gewohnt sind, schon in den einfachen Sottfiguren an der Herdwand Lebensbäume zu sehen, so dürfen wir diesen „Kinderstamm" erst recht so bezeichnen, denn der Name weist uns mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß gebärende Frauen ihn umschlangen daß er also für die Frauen in ihrer schweren Stunde dieselbe Bedeutung hatte, wie etwa das Kreuz später, das dann auch von katholischen Frauen umfaßt wird. Möglich ist aber auch, daß hinter der Bezeichnung „Kinderstamm" die Vorstellung vom Baum als Aufenthaltsort der noch nicht geborenen Kinder steht, wie das eine Backform aus Elbing deutlich zeigt. Eine Frau steht unter dem Kinderbaum, ein Wickelkind fällt in die aufgehaltene Schürze, während noch zwei andere oben hängen.

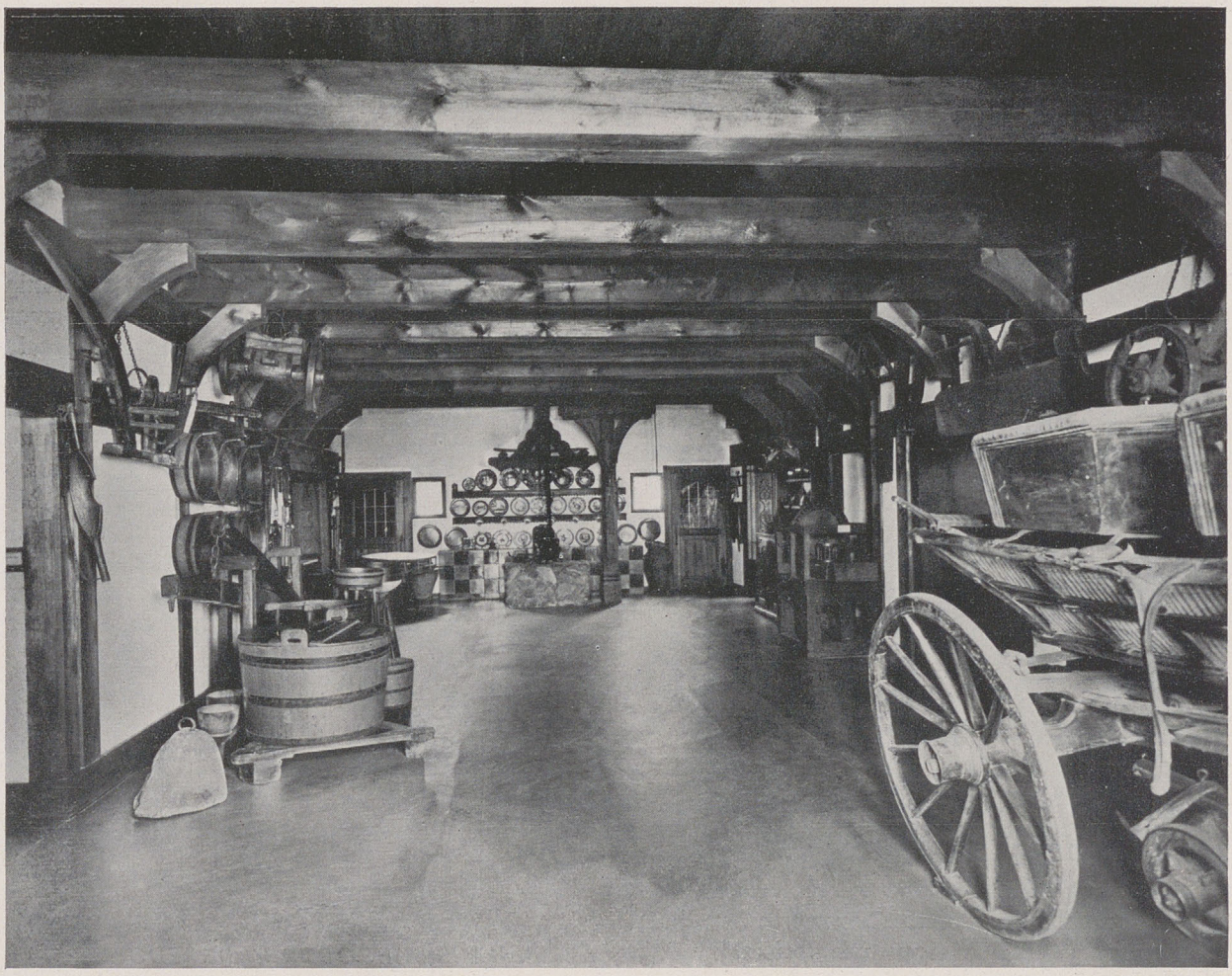


ABB. 7. OSTENFELDER DIELE *mit Kreuzbaum neben dem Herd*

Nun weist aber der „Kinderstamm" als Lebensbaum auf die Weltesche hin, wie wir der Edda entnehmen dürfen:

Wie heißt der Baum, der die Zweige breitet
über alle Lande?
Mirameidr heißt er, Menschen wissen selten
aus welcher Wurzel er wächst.
Niemand erfährt auch, wie er zu fällen ist,
Da Schwert noch Feuer ihm schadet.
Sage mir, Fiolswidr, was ich dich fragen will
und zu wissen wünsche:
Welchen Nutzen bringt der weltkunde Baum,
da Feuer noch Schwert ihm schadet?
Mit seinen Früchten soll man feuern,
wenn Weiber nicht wollen gebären.
Aus ihnen geht dann, was innen bliebe:
So wird er der Leute Lebensbaum.

Dieser Weltbaum der nordischen Göttersage wird „als Weltesche bezeichnet, doch immergrün über dem Himmelssee der Urd, ein Laubbaum, der alle Welten selbst das Dach Walhalls, der gestirnten Himmelshalle, durchragt". Da nun auch der Baum in der Halle Vollsungens nicht nur das Dach trug, sondern das Dach auch durchragte, gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir wenigstens zunächst in ihm, dem „Kinderstamm", das Bild der Weltesche, dieses alles tragenden Baumes erblicken.

Der Vorstellung der Edda vom tragenden Weltbaum geht nun aber wohl als ältere Auffassung des Getragenwerdens des Weltalles durch eine Säule voraus. Jene Säule nun, die Karl der Franke zerstörte, die nach dem Bericht Rudolf von Fuldas „gleichsam als Tragsäule des Weltalls aufgefaßt wurde, „war nicht selbst Träger des Weltalls, sondern nur ihr Sinnbild. Der Name Irminsul galt also ursprünglich dem Urbild, nicht dem Abbilde der scheinbaren Weltsäule. Das Urbild war nicht zerstörbar". Abbilder dieser Weltsäule haben wir nun fraglos in den Hochsäulen der nordischen Hallen zu sehen. Aus ihrer konstruktiven Bedeutung war ihnen der tiefere Sinn unterlegt worden.

Und so dürfen wir auch wohl in unserem Kreuzbaum, der von uns als verkümmerte Firstsäule erkannt wurde, auch ein solches Abbild der alles tragenden Weltsäule oder des Weltbaumes sehen. Dafür spricht einmal

die Form mit den seitlichen Armen, zweitens die Stelle dieser Säule am geheiligten Herdplatz, drittens ihr Erscheinen im Bau, trotzdem sie konstruktiv nichts mehr bedeutete.

Hatte Karl der Franke einst geglaubt, mit der Zerstörung der verehrten Irminsul auch den Glauben der Altsachsen an das Urbild zu zerstören, so dürfen wir jetzt wohl feststellen, daß der Glaube an die alles tragende Kraft der Weltsäule bis in unsere Tage im Hause der Niedersachsen seine Wirkung ausübte. Der Kreuzbaum war ein sichtbares Mahnmal, daß erst seine Wirkung verlor, als im 19. Jahrhundert die Entheiligung immer weiter ging, indem man den heiligen Baum oder die heilige Säule zum Eimer- und Topflappenträger herabwürdigte, bis sie dann endlich beseitigt und zerstört wurde, weil nun wirklich das Urbild zerstört war.

Schrifttum

Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavischen Waldgebiet I, S. 260, 231, 220, 232.

Lenz, Die altsächsischen Bauernhäuser der Umgebung Lübecks. Zeitschr. d. Vereins f. Lüb. Gesch., Bd. 7.

Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, S. 85, 83.

Saeftel, Herd- und Hochsäulen. Germanien 1935.

R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat, 1906, S. 12.

Uebe, Volkskunst in Westfalen, S. 22.

Beiträge zur Heimatkunde d. Regierungsbezirks Osnabrück, Heft 1, S. 157.

Bomann, Bäuerliches Hauswesen, S. 70.

„Nachrichten für Stadt und Land", Oldenburg, Nr. 354.

E. Jung, Irmensäule und Rolandsäulen.

Laske, Die vier Rundkirchen auf Bornholm, 1902, S. 114.

Thiede, Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Bauen, 1936.

W. Mannhardt, Der Baumkultus, S. 174.

Müllenhoff, Denkmäler 2, 17.

Hopen-Edzardi, Altnordische Heldensagen, 1897.

Zaborsky, Urvätererbe in der Volkskunst, Abb. 280.

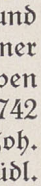
O. S. Reuter, Der Himmel über den Germanen. Nat.-soz. Monatshefte, Nr. 76, S. 610.

E. Christmann

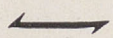
Vom Namen der Wolfsangel

Wie oft mußte ich schon mündlich und auch schriftlich auf Fragen nach der „Wolfsangel" Auskunft geben, also nach jenem Zeichen, das wir an Grenzsteinen finden, in Wappen, als Handzeichen statt oder neben einer Namensunterschrift usw. Besonders wollte man immer wieder wissen: „Warum heißt es so?" Ein sehr sachkundiger und eingehender Aufsatz über „Saarbrücker Grenzsteine" von Th. Schmidt kommt auch nur zu der Feststellung, daß des Zeichens „Ursprung und Geschichte noch rätselvoll und dunkel erscheint", und der vorsichtigen Annahme, „daß es unseres Erachtens aber auf ein tatsächliches Fang- oder Abwehreisen für den Wolf zurückgeht".

Eine kleine Umschau mag zunächst zeigen, daß das anscheinend so rätselhaft benannte Zeichen einmal sehr verbreitet (vgl. Germanen-Erbe, Heft 2, 1937) war, auch in meiner engeren Heimat, der Saarpfalz. Führen wir Beispiele seines Gebrauches an einigen Punkten zwischen Rhein und Saar an und dabei zugleich in ganz verschiedener Verwendung! Bekannt ist, daß wir es im Wappen der Stadt Mannheim treffen. Im Jahre 1742 unterzeichnete der „Siedler und Holzmesser Joh. Adam" auf der Rehhütte bei Neuhofen (südl. Ludwigshafen a. Rh.) mit seinem Namen und setzte zu seiner Unterschrift diese Wolfsangel als sein „Beizeichen".



In genau der gleichen Form haben wir sie uns vorzustellen, wenn die „Grenzbeschreibung der Gemeinde Weidenthal" (zwischen Neustadt a. d. Weinstraße und Kaiserslautern) 1754 einen Markstein folgendermaßen beschreibt: „ein winkelstein oben auff mit Einer wolfsangel und Nr. 33 so dann die Jahrzal 1603"; und nicht anders sieht es in Kaiserslautern auf den Grenzsteinen des Waldes aus, der einst dem geistlichen Stift daselbst gehörte; das beigegebene Bild stellt einen davon dar. Ursprünglich war abermals diese einfache Wolfsangel das Hoheitszeichen der Grafschaft und des späteren Fürstentums Saarbrücken; aber im 18. Jahrhundert erscheint dafür in Saarbrücken eine gekreuzte, also doppelte Wolfsangel. Ihr Bild auf einem Grenzstein ist hier beigefügt. Um schließlich noch ein ganz anders geartetes Beispiel beizubringen, entnehme ich Edm. Hausens Werk über die Kirche zu Otterberg, daß unter der Fülle von Steinmetzzeichen an romanischen wie gotischen Bauteilen der Otterberger Kirche auch eine liegende Wolfsangel auftritt:

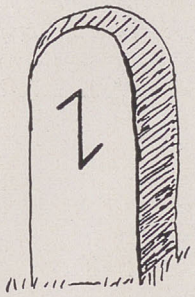


Und nun zu der Frage: Warum heißt dieses Zeichen „Wolfsangel"?

Schon die Lex Salica, also das für uns so kostbare Werk, welches im 5. Jahrhundert das fränkische Volksrecht schriftlich festhielt, spricht von der Wolfsangel als einem Wolfs-Fangeisen; das „Baumeisterbuch" der Stadt Frankfurt nennt 1416 ebenfalls dieses Gerät als Wolfsfalle, auch in Rottweil in Württemberg sprechen mhd.

schriftliche Zeugnisse davon. Unter dem mhd. Namen wolfs-segense (d. i. Wolfs-Sense) kommt es in der bekannten Dichtung „Reinhard Fuchs" vor. Für das Jahr 1617 aber erklärt eine württembergische Quelle ganz klar, was für ein Ding wir uns vorzustellen haben: „Ain Wolffs Angel, die man hengt und ein Aas daran thuet, wann das Thier darnach springt, so bleibt es mit dem Maul daran hangen" (Schwäb. Wb.). Damit die Pfalz auch wieder etwas zur Klärung beiträgt, kommt hier noch der Flurname Wolfsgalgen vor; er ist so zu deuten, daß in alter Zeit an jener Stelle ein galgenartiges Gerüst errichtet war, an dem eine Wolfsangel zum Fang des gefährlichen Tieres aufgehängt war.

Daß es ehemals bei uns Wölfe gab, daß sie gar nicht selten gewesen sein können, bezeugen die



STIFTSWALDER GRENZSTEIN *zu Kaiserslautern*

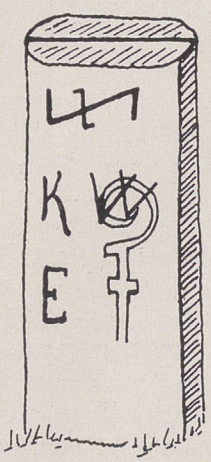
vielen Flurnamen Wolfsgrube, -kaut, -kaul, die an Stellen haften, wo man das Tier in anderer Weise fing; man hatte tiefe Gruben mit senkrechten und glattverschalten Wänden angelegt, die Öffnung mit Reisig verdeckt und einen Köder daraufgelegt. Holte ihn der Wolf, so stürzte er durch das Reisig in die Grube, wo man ihn dann tötete. Wem es aber gelang, auf andere Art einen Wolf zu erlegen, der hatte Anspruch auf Belohnung. Ja arme Leute machten eine Erwerbsquelle daraus, indem sie mit dem Fell des erlegten Tieres in der Gegend umzogen, um damit Gaben zu heischen. Ich führe als Beweis zwei Zeugnisse aus der Saarpfalz an. 1590 können wir in einer Schaffneirechnung des ehemaligen Klosters Hornbach (südlich Zweibrücken) lesen: „Item einem Von Beckweiler (Böckweiler), so ein wolff vmbgetragen (als Gabe gereicht) 1 albus". Und wer glauben sollte, hier sei ein ganzer Wolf herumgeschleppt worden, den klärt eine entsprechende Stelle in einer Schaffneirechnung des früheren Klosters Werschweiler (südwestlich von Homburg) auf: „Item 12 ₰ (gegeben) zwohen (d. i. zweien) personen Von Mohr (Waldmohr), die ein wolffs balg Vmbgetragen".

Theodor Zink versuchte 1907 in den damaligen „Pfälz. Geschichts-Blättern" eine Deutung des Namens Wolfsangel für das Zeichen auf den Stiftswalder Grenzsteinen zu Kaiserslautern; er meinte, es werde deshalb so genannt, „weil es einem Angelhaken ähnlich sah. Vielleicht kommt die Bezeichnung Wolfsangel daher, daß man solche Werkzeuge kurz Wolf nannte, wie man ja auch von einer neunschwänzigen Katze und einem Sägbock redet". Unsere oben angeführten Belegstellen aus alter Zeit erweisen, daß die Benennung keineswegs bloß bildlich zu verstehen ist, sondern ganz wörtlich; das so geformte Ding war eine Angel zum Fang des Wolfes. Freilich konnte dann gleich oder ähnlich Gestaltetes auch so genannt werden, also auch unser Grenz-, Wappen-, Hand- und Steinmetzzeichen, das ja genau der Gestalt der wirklichen Wolfsfalle entspricht. Aber im Elsaß nennt man noch heute den Haken an der Kette so, d. h. „das zwischen dem Knebel und der eigentlichen Kette befindliche S-förmige Glied" (d. i. von der Form des gedruckten großen lateinischen Buchstabens S), wie das Els. Wb. berichtet; hier ist die Form nur wenig geändert.

Bis ins 17. Jahrhundert hinein war jedenfalls den Menschen unserer Heimat noch die wirkliche Wolfsangel bekannt und vertraut und so konnten sie das von uns besprochene Zeichen darnach benennen.

Nun bleibt freilich noch eine Frage offen. Genau die gleiche Form wie die senkrechte einfache Wolfsangel (also so wie jenes oben wiedergegebene „Beizeichen" des Joh. Adam zu Neuhofen) hatte nun ein Zeichen der deutschen Runenreihe, des sog. Futhark, das besonders in der Zeit vom 1.—7. Jahrhundert verfolgt werden kann. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen jener Rune und dem von uns oben besprochenen, Wolfsangel genannten Zeichen ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Runen und den sog. „Hausmarken" und Eigentumszeichen an Geräten und Tieren überhaupt und die will ich hier keineswegs lösen.

Meine Aufgabe sollte es lediglich sein, die mir so oft gestellte Frage nach dem Namen „Wolfsangel" zu beantworten und ich hoffe, darauf eine klare Auskunft gegeben zu haben.



GRENZSTEIN *mit Saarbrücker Wolfsangel*

STEINSCHMIEDE UND HOLZWERKSTATT

Otto Haase

Der Weg in die Vorzeit

Bericht über den „Arbeitsraum für Vorgeschichte" der Stadt Hannover

Leitsätze

Wenn neue Wissensgebiete dem Volke erschlossen werden sollen — wie heute etwa Rassenkunde und Vorgeschichte — so ist der Mensch ohne Bedenken geneigt, sie sich auf die gleiche oder eine ähnliche Methode anzueignen, wie er es in seiner Schulzeit mit verwandten oder benachbarten Fächern erlebt hat. Man folgert also: weil die Rassenkunde zweifellos auf dem Boden der Biologie erwachsen ist, muß sie auch mit den Lehrweisen der wissenschaftlichen Biologie gelehrt werden. Und Vorgeschichte ist doch Geschichte! Was liegt näher, als die in einer langen Lehrerfahrung erprobten Methoden — wie man zu sagen pflegt — „sinngemäß" — auf die Vorgeschichte zu übertragen. Aber so wenig der Sinn der Rassenkunde erfüllt ist, wenn die Gesetze der Vererbungslehre und der Rassenvermischung erkannt sind, genau so gering wäre der Gewinn für die geschichtliche Erziehung unseres Volkes, wenn die bisher 2000jährige deutsche Geschichte sagen wir einfach um 10000 Jahre „verlängert" wird. Nun ist nicht einmal die uferlose Erweiterung des Geschichtsbildes bedenklich — diese Gefahr ließe sich vielleicht durch Streichungen und Kürzungen bannen — aber der tiefe Sinn des eben erwachten nationalen Ethos der Vorgeschichte, das zu den Grundkräften der deutschen Seele vorzustoßen vermag, ist in Gefahr, unter einem ebenso langweiligen wie wesensfremden Lehrverfahren verschüttet zu werden. Denn die Aufgabe des vorgeschichtlichen Unterrichtes kann nie und nimmer darin bestehen, eine „lückenlose(!) Entwicklung von der Kultur des Neandertalers bis in die großgermanische Zeit zu geben" — wie es allen Ernstes in einem Lehrplanvorschlag für die 10Jährigen(!) vorgesehen ist. Die „Kultur des Neandertalers" geht deutsche Jungen und Mädchen gar nichts an und kann höchstens als Gegenbeispiel verwendet werden. Und „Lückenlosigkeit" des Weltbildes anzustreben, hat immer noch für eines der Phantome aus dem liberalen Zeitalter gegolten. Nein, die Vorgeschichte hat in Schule und Erziehung zwei sehr klare und schlichte Aufgaben zu erfüllen: sie soll zum ersten die überlegene Kraft nordisch-germanischer Gesittung darstellen und zum anderen die Beweise für die Richtigkeit unserer Rassenlehre erbringen. In dieser Begrenzung ist Vorgeschichte eine Angelegenheit der Gesinnung und nicht bloß des Wissens.

Vorgeschichte will ursprünglich nicht erlernt, sondern erlebt sein. Ihre Schätze sind

SCHLAGEN DES FEUERSTEINS

dem geheimnisvollen Dunkel der Heimaterde enthoben oder ragen als ehrfurchtgebietende Bauten und Denkmäler aus Wald und Heide empor. Die Museen sind Hüter und Bewahrer des heiligen Vermächtnisses aus der Vorzeit unseres Volkes.

Wer die Räume betritt, um zu lernen oder sich zu erbauen, muß in der Jugend hierzu vorbereitet sein, damit er nicht nur sehen kann, sondern auch Zusammenhänge zu erkennen vermag. Diese Propädeutik der Vorgeschichte zu entwickeln, ist nicht Sache der Museen, sondern der Schule; sie muß die gesicherten Ergebnisse der Jugendpsychologie kennen und imstande sein, sie zu einer praktischen Pädagogik der Vorgeschichte aufzubauen.

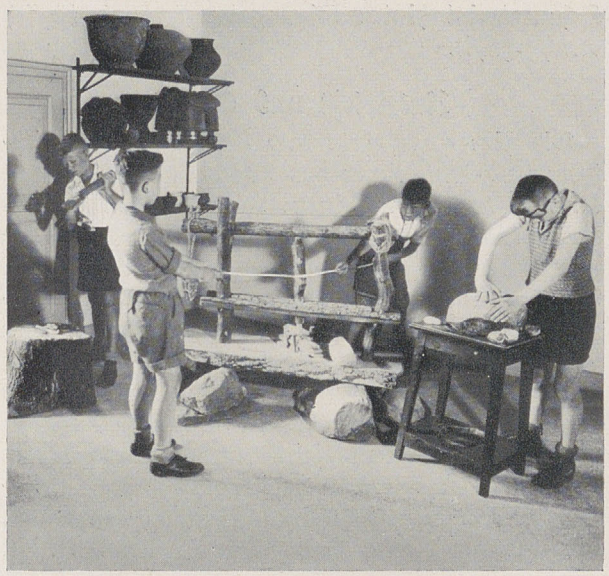
In diesem Sinne steht am Anfang nicht das Wort, sondern die Tat, d. h. die Tätigkeit und Arbeit der Kinderhände. Keine andere Geisteswissenschaft ist in der gleich glücklichen Lage wie die Vorgeschichte, die allein von allen den Weg von den Wurzeln der Erkenntnis bis zu den Gipfeln des Wissens durchschreitet, die mit der gleichen Streitaxt Jungen begeistern und Gelehrte vor schwere Probleme stellen kann.

Begeisterung und Freude entzünden sich am Bewußtsein der unmittelbaren Nähe zu einem ewigen Zeugnis der Geschichte. Das Bronzeschwert und der Feuersteindolch, mit der eigenen Hand umspannt, die Tiefstichkeramik an der Scherbe nachgetastet, das Steinmesserchen mit eigener Hand zum Schneiden geführt — alles das vermittelt ein echtes historisches Erlebnis. Das Kind steht einem Stück steingewordener Geschichte gegenüber, so eindeutig und unmittelbar wie es nie eine schriftliche Quelle vermag.

Wer soweit einverstanden ist, könnte nun auf den Gedanken kommen, einen Schauraum innerhalb des Museums einzurichten, in welchem wissenschaftlich wertlose Artefakte und Nachbildungen bereitgestellt würden, damit die Jungen und Mädchen vorgeschichtliche Geräte in die Hände bekämen. Gewiß ein lustiges und vielleicht auch lehrreiches Spiel, das nach ermüdendem bloßen Schauen erquicken und erfreuen kann. Indessen müssen hiergegen zwei bedenkliche Fragen erhoben werden: wie sollen Diebstahl und Bruchschaden auf die Dauer verhütet werden? Und zweitens: wie steht es mit der Erziehung zur Ehrfurcht vor der Leistung unserer Ahnen, wenn ich originale Steingeräte und Bronzen zur Ausstattung eines Kinderspielzimmers verwende?

Nein, Vorgeschichte soll ferne Vergangenheit bleiben und niemals stillos „lebendig", d. h. entwürdigt werden. Ein echtes Flintmesser war eben das Werkzeug der Nordleute und wird als solches geachtet — wer seine Brauchbarkeit erproben will, soll sich selbst aus einem Feuersteinknollen ein solches Messer zu schlagen versuchen. Wem daran liegt, die Zweckmäßigkeit eines steinzeitlichen Schulternapfes zu erproben und das Geheimnis seiner Schönheit zu enthüllen, darf sich aus Ton selbst einen aufbauen. Dem Originalstück bleibe die gebührende Ehre — das eigene Werkstück mag dem freudigen Spiel dienen!

BAU EINES GROSSTEINGRABES



AN DER BOHRMASCHINE

Die praktische Lösung

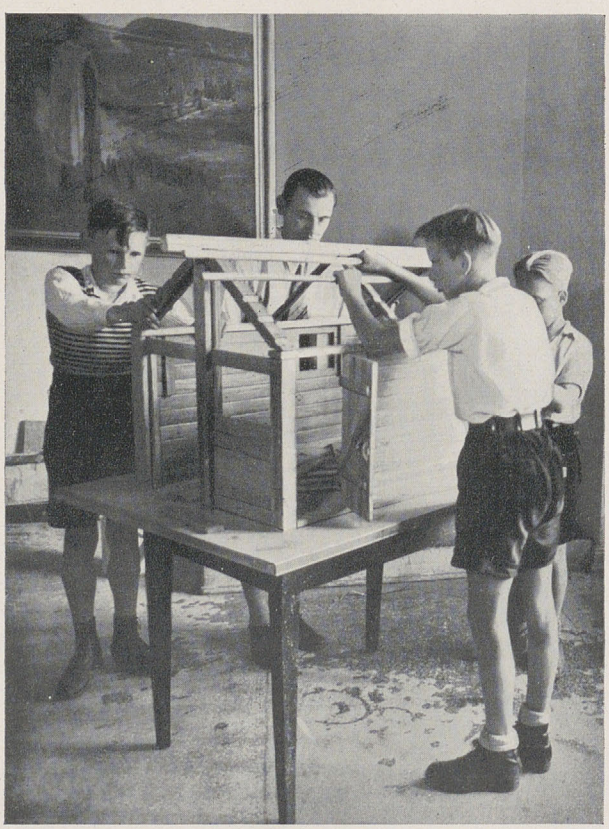
Der Arbeitsraum für Vorgeschichte liegt im obersten Stockwerk eines großen Schulgebäudes der hannoverschen Nordstadt — dort, wo die meisten Menschen der Stadt in unfreundlichen Mietskasernen gedrängt wohnen. Der Raum hat die Größe einer stattlichen Aula, etwa 400 qm, er ist glücklich proportioniert, und ebenso geschickt wie lebendig durch Querwände und Nischen geteilt, so daß in einem lichten Saal praktisch viele Räume enthalten sind. Dadurch bleibt er einheitlich und übersichtlich, ist aber zugleich vielgestaltig und mannigfach verwendbar. In ihm können zu gleicher Zeit vielerlei Arbeiten von vielen Gruppen verrichtet werden, ohne daß man sich gegenseitig stört.

Ein Viertel des Ganzen ist Lehrraum, mit Tischen und Hockern für 60 Schüler. Alles übrige wird von Arbeitsplätzen ausgefüllt — man möchte es eine „vorgeschichtliche Lehrwerkstätte" nennen. Diese wiederum teilt sich in zwei große Abteilungen, entsprechend der Verschiedenheit der männlichen und fraulichen Handwerke und Lebenskreise.

Die Frau hat zu allen Zeiten das Haus gehütet und das Leben in ihm ordnend betreut. Gewiß wird sie auch spätestens von der Jüngeren Steinzeit an, als mit steigendem Wohlstand und wachsender Kulturbreite die Arbeit auf die Geschlechter und Lebensalter verteilt werden mußte, einige Handwerke ausschließlich oder doch vorwiegend betrieben haben. Mit Sicherheit ist die Kunst des Webens eine der großen kulturellen Leistungen der Frau, wahrscheinlich auch das Töpfern sowie die Zubereitung von Speise und Brot.

Dem Manne hingegen oblagen alle die Verrichtungen und Arbeiten, die das äußere Leben von Familie und Sippe sicherten. Nicht die körperliche Schwere und Härte der Arbeit ist ursprünglich für die Arbeitsteilung maßgebend gewesen, sondern die Dauer des Arbeitsvorganges. Frauen sind geduldiger, Männer hingegen kühner und erfinderisch. So wurden die Werkstoffe, nach deren Namen wir gewöhnt sind unsere Vorzeit einzuteilen, nur von Männern bearbeitet: er schlägt den Feuerstein, schleift und bohrt Beil und Axt; er erfindet den Bronzeguß und lernt das Eisenschmelzen. Das rechteckige Vorhallenhaus des Nordens ist ebenso sein Werk wie Pfeil und Bogen, Dolch und Speer, Schwert und Schild. Die gewaltigen Grabbauten wurden nur von Männerarmen aufgerichtet.

Dementsprechend verteilen sich die Arbeitsstätten über unseren Werkraum. In einer großen Sandkiste, der „Steinschmiede", werden Feuersteine geschlagen; nebenan können die Felsgesteine geschliffen und durchbohrt werden. Für 30 Händepaare ist Raum zum Töpfern, Verzieren, Grundieren, Anmalen. Mit selbstgeschlagenen Feuersteingeräten wird dann Holz bearbeitet. Am beliebtesten sind natürlich Pfeile, in die werkgerecht eine Steinspitze geschäftet wird, die dann auch zur Erprobung auf die Scheibe abgeschossen werden muß. In zwei Nischen liegt Material für den Bau eines Hügelgrabes und eines Riesensteingrabes.



DAS MODELL EINES „CHERUSKERHAUSES"
wird aufgebaut

MÄDCHEN ARBEITEN AN WEBSTÜHLEN

Zerlegbare Hausmodelle (das urgermanische Haus von Baven und das Cheruskerhaus von Seelze) wollen mit Geschick zusammengebastelt sein. Auf vier Gewichtswebstühlen — nach den Arbeiten von Schlabow-Neumünster gebaut — und einer Reihe anderer Webapparate weben die Mädchen Gewänder der Bronzezeit. Mit Läufer und Mahlstein wird Getreide zu Mehl zerrieben. Schließlich wird auch die Technik des Flechtens und Spinnens geübt.

Leben und Arbeit der Vorzeit illustrieren große Wandbilder, die eigens für unsere Zwecke gemalt wurden von den Malern Schwieger (Landesmuseum Hannover) und Tannen (Allendorf). Bisher sind fertiggestellt: Rentierjägerstation im Leinetal, Leben auf einem bronzezeitlichen Heidehof, Bau eines Riesensteingrabes, Armin und Flavus vor der Schlacht bei Idistaviso.

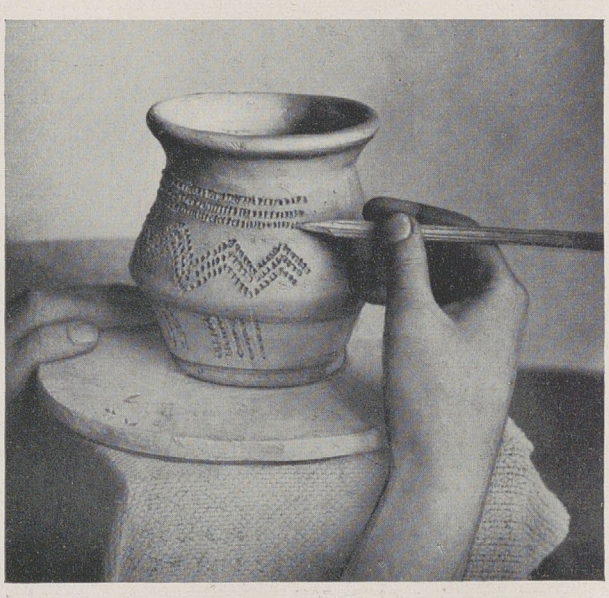
In die vier Ecken des vorderen Raumes sind freihängende Wandborde eingelassen, die Töpfe und Urnen tragen, Originale und Nachbildungen.

Dies alles liegt offen und griffbereit da, ohne Glasschutz und Sperrschilder. Sorgsam gehütet hingegen ist der Schatz des Hauses, die Lehrsammlung von Originalstücken, die auf etwa 60 Holzkästen übersichtlich verteilt liegen, ausgegeben und wieder eingesammelt werden. Es mögen an die 300 Stück sein, vom Faustkeil und Mikrolithen bis zum bronzenen Armreif und Tüllenbeil — typische und schöne, aber fundortlose und darum wissenschaftlich wertlose Stücke. Auf diese Abgrenzung zu wissenschaftlichen Sammlungen wird peinlich geachtet. Es sind Artefakte, die zum Teil der Direktor des Landesmuseums großzügig zur Verfügung stellte, teils Schenkungen und Stiftungen, welche die vorgefundenen Bestände des Schulmuseums auf das Glücklichste ergänzten. Diese Sammlung von Originalen wird als einziges Lehrmaterial hinter Glas geborgen und täglich durchgezählt.

Unterricht und Arbeit

Die hier angeführte und beschriebene Einrichtung und Aufteilung des Werkraumes sind nun keineswegs wie in einem Märchen von gütiger Hand über Nacht hingezaubert worden. Vieles wurde versucht, das meiste wieder verworfen. Was heute steht, ist in einjähriger Versuchszeit erprobt und immer wieder verbessert worden. Der Reiz eines solchen „Museums" liegt eben darin begründet, daß es niemals „fix und fertig" sein kann; da hier täglich Jugend ein- und ausgeht, steht es ständig im wechselnden Strom des Lebens. Dann sind aber auch viele handwerkliche Verrichtungen der Vorzeit in einem geschlossenen Raum und bei bemessener Zeit von Schulkindern nicht darstellbar — so war es sehr schmerzlich, daß das offene Feuer zum Tonbrennen und Metallgießen verschwinden mußte — andere erwiesen sich als technisch zu schwierig. Denn die beiden obersten Leitsätze des Werkraumes lauten: jeder Arbeitsvorgang muß sich selbst korrigieren — und zweitens — die Aufgabe muß so bemessen sein, daß sie in zwei Vormittagen zu lösen ist und das „Arbeitsprodukt" fertig dasteht (Topf, Pfeil, Schäftung usw.). Diese energische Selbstbescheidung ist geboten, wenn die Arbeit nicht zuchtlos zerflattern soll. Denn läßt man den Betätigungsdrang und die spielerische Phantasie des Kindes „auf volle Touren" kommen, so erfüllen sehr rasch gewaltiger Lärm und beträchtliche Staubwolken den Raum und verhüllen ein peinliches Bild der Hilflosigkeit.

Die unterrichtliche und werkmäßige Betreuung des Betriebes muß von zwei Lehrkräften zu



EIN TONTOPF WIRD VERZIERT

meistern sein. Sonst steht der materielle Aufwand in einem unangemessenen Verhältnis zur Leistung. Die Schulklassen haben eine durchschnittliche Stärke von 40 bis 50 Kindern. Es ist also technisch unmöglich, aber auch pädagogisch unklug, neben jede Arbeitsstätte eine Aufsicht zu stellen. Darum muß die Arbeit einmal lustvoll sein, zum anderen aber nichts anderes voraussetzen als die normale manuelle Begabung von Kindern. Beispiel: wenn die Technik des vorgeschichtlichen Töpferns vom Lehrer praktisch vorgeführt ist, muß sie von den Kindern nachgeahmt und mit eigener Gestaltungskraft weitergeführt werden können. Werden dann die Tonwülste nicht sauber gerollt und werkgerecht aufeinandergefügt, so sinkt der Topf früher oder später lautlos in sich zusammen. Saubere Arbeit gedeiht, schlechte vergeht — das ist die Moral, die eingesehen wird, ohne daß der Lehrer tadeln oder schimpfen muß. Grundsatz: ein Minimum von pädagogischem Aufwand muß ein Maximum von kindlicher Arbeit erzielen — und nicht etwa umgekehrt.

Folgende zeitliche Planung hat sich als zweckmäßig erwiesen: die Schulklassen besuchen geschlossen an zwei aufeinanderfolgenden Vormittagen von 8 bis 13 Uhr den vorgeschichtlichen Arbeitsraum und werden von ihrem Lehrer begleitet. An diesen Tagen fällt der planmäßige Unterricht aus.

Zeiteinteilung — 1. Tag

8,30—9,15 Unterrichtsgespräch an Hand der Geräte und Waffen der Steinzeit. Je zwei Kinder haben ein Kästchen mit Originalstücken vor sich auf dem Tisch.
9,15—10,15 Praktische Arbeit an den Werkstätten
Frühstück
10,30—11,15 Fortsetzung der praktischen Arbeiten
11,15—12 Erzählung und Vortrag: Entstehung der nordischen Rasse und Wanderung der Nordleute am Ausgang der Steinzeit
12—12,30 Zeichnen von steinzeitlichen Geräten und Völkerbewegungen
12,30—13 Lichtbilder der Steinzeiten

2. Tag

8,30— 9,00 Abschließende Besprechung der Steinzeiten
9,00—10,15 Abschluß der praktischen Arbeiten
Frühstück
10,30—11,30 Die Blütezeit der nordischen Kultur während der Bronzezeit
Abzeichnen der Bronzegeräte usw.
11,30—12 Der Ausgriff der Germanen in den Ost- und Mittelmeerraum
12—12,30 Lichtbilder aus der Bronze- und Eisenzeit
Kritik und Beurteilung der geleisteten Arbeiten; die guten werden den Kindern mitgegeben, die schlechten zerstört.

Jedes hannoversche Schulkind soll ein Mal während seiner Schulzeit den vorgeschichtlichen Arbeitsraum durchlaufen. Da die Stadt rund 100 Schulen besitzt, kann jede Schule im Jahr einen Jahrgang schicken. Die Erfahrung hat gezeigt, daß am zweckmäßigsten in den Volksschulen die Abgangsklasse und in den mittleren und höheren Schulen die Tertien erfaßt werden. Versuche mit den Oberklassen der Höheren Schulen sind bei den Mädchen ausgezeichnet gelungen. Für die 17—18jährigen Jungen ist eine andersartige Unterrichtsgestaltung erprobt worden, die hier nicht dargestellt werden kann. An Nachmittagen stehen die Lehrräume für Lehrerkollegien und Organisationen zur Verfügung.

Der Arbeitsraum für Vorgeschichte ist weder Bastelstube noch Schaustellung. Hier werden vielmehr klar und entschlossen die unverbogenen und triebkräftigen Instinkte der gesunden Jugend benutzt, nicht etwa um vorgeschichtliche Handwerkskunst zu schulen, sondern allein um geistige Kräfte zu wecken und ideale Werte zu schaffen. Wir wollen nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Feuer der Begeisterung für die deutsche Vorzeit in jungen Herzen entzünden und wir möchten darüber hinaus ein Grundgefühl für rassische Werte wecken. Wir wissen bereits, daß die Kinder, die zwei Tage lang bei uns gearbeitet haben, mit wachen Augen durch die vorgeschichtlich aufschlußreichen Bezirke ihrer Heimat streifen und sich in Sammlungen und Museen zurechtfinden. Vor allem aber hat der Geschichtsunterricht in den Schulstuben jetzt erst eine tragkräftige Grundlage bekommen, auf welcher der Geschichtslehrer bauen kann. So erhalten die Schulen mit reichem Gewinn zurück, was sie an Zeit geopfert haben.

Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffaßt, kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.

Friedrich Ludwig Jahn

1. Reichslehrgang der Gausachbearbeiter für Vorgeschichte im Nationalsoz.-Lehrerbund

Bayreuth, 30. Januar bis 5. Februar 1938

Zum Haus der deutschen Erziehung

Als auf der ersten Zusammenkunft der Gausachbearbeiter für Vorgeschichte im NSLB. anläßlich der 4. Reichstagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Elbing der Leiter der Abteilung Erziehung und Unterricht in der Reichswaltung des NSLB. Hauptstellenleiter Stricker auf Antrag des Reichssachbearbeiters Prof. Reinerth die Zusicherung gab, daß ein Reichslehrgang für die Gausachbearbeiter in Bayreuth vorgesehen sei, werden wohl nur wenige gedacht haben, daß dieser Plan so schnell zur Wirklichkeit werden würde. Aber noch keine 3 Monate waren vergangen, als an alle Gausachbearbeiter bzw. an solche Parteigenossen, die dafür oder als stellvertretende Gausachbearbeiter vorgesehen waren, die Einberufung durch die Abteilung Schulung im NSLB., die unter der Leitung von Hauptstellenleiter Wolf steht, erging, sich am 30. Januar zu einem einwöchigen Reichslehrgang im Haus der deutschen Erziehung in Bayreuth einzufinden. Fast vollzählig waren die Einberufenen erschienen und alle deutschen Gaue — mit Ausnahme des Gaues Thüringen — waren vertreten.

Als wir am Abend des 5. Jahrestages der Machtübernahme zur selben Zeit, als in Berlin die Formationen der Partei mit wehenden Fahnen und im Schein ungezählter Fackeln durch das Brandenburger Tor zum Wilhelmsplatz marschierten, vor dem Haus der deutschen Erziehung standen, da wurde uns dieser stolze Bau, dessen hochragendes Dach steil gegen den dunklen Abendhimmel stand, zum Sinnbild des gestaltenden Aufbauwillens unserer Zeit. Denn wer hätte es vor der kurzen Spanne von 6 Jahren für möglich gehalten, daß es einmal ein Haus der deutschen Erziehung geben würde, geschaffen durch die Opferwilligkeit deutscher Erzieher, getragen von dem Willen, hier einen Mittelpunkt für die einheitliche Ausrichtung der Erzieher aller deutschen Gaue im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung zu schaffen! Die stolze Freude über diese gewaltige Tat war nur deshalb mit leiser Wehmut vermischt, weil der Mann, dessen genialer Geist dieses Haus geplant und gestaltet hatte, Hans Schemm, uns durch ein tragisches Geschick noch vor dessen Vollendung entrissen wurde.

Und nun zogen zum erstenmal die Vorgeschichtler in dieses Haus ein, zu einem Lehrgang, der unter dem Leitgedanken: Deutsche Vorgeschichte und Schule stand, und dessen Ziel es war, die Gausachbearbeiter im Sinne des neuen Geschichtslehrplanes mit der Auswahl des Stoffes, der Methode und den Mitteln der Darstellung bekanntzumachen.

Was so lange die unerfüllte Forderung vieler Kongresse und Tagungen von Vorgeschichtsforschern und verwandten Wissenschaftlern gewesen war, wofür viele deutsche Erzieher und Vorgeschichtler seit langem gekämpft hatten, hier sollte es praktisch in die Tat umgesetzt werden, und die bevorstehende Einführung des neuen Geschichtslehrplanes des Reichserziehungsministers, in dem die Vorgeschichte zum erstenmal in größerem Umfang eingebaut ist, bot den realen Hintergrund für unsere Arbeit.

Der Tageslauf

Groß war die Aufgabe, die diesem ersten Reichslehrgang für deutsche Vorgeschichte gestellt war und umfangreich der Stoff, den es zu bewältigen gab. Nur bei straffer Einteilung und pünktlicher Ordnung war die Abwicklung des großen Programms möglich. Wenn Punkt 7 Uhr die Pfeife des Führers vom Dienst ihren Weckruf ertönen ließ, so war in wenigen Minuten alles in der schönen Turnhalle versammelt, um unter der straffen und sachkundigen Anweisung des Leiters der Abteilung Reichslehrgänge Pg. Viktor John, der es ausgezeichnet verstand, die Kameradschaft aller Teilnehmer zu wecken und zu festigen, den Tag mit einem halbstündigen Frühsport zu eröffnen. Eine Stunde später wurde die Flagge vor versammelter Mannschaft, die in der schmucken Lagertracht antrat, feierlich gehißt und sofort nach dem Frühstück, das wie alle Mahlzeiten in dem gemütlichen holzgetäfelten Kasinoraum eingenommen wurde, begannen pünktlich um 9 Uhr die Vorträge und Arbeitsgemeinschaften, die den ganzen Vormittag ausfüllten. Auch nach der Mittagspause wurde die gemeinsame Arbeit meist bis 18 oder 19 Uhr fortgesetzt. Es stand uns dafür der vorbildlich eingerichtete Hörsaal des Hauses der deutschen Erziehung zur Verfügung. Die Abende waren meist veranstaltungsfrei, nur am ersten Abend hielt der Reichssachbearbeiter Prof. Reinerth einen besonders dankbar begrüßten Lichtbildervortrag über die neuesten Ergebnisse der im

Herbst und Winter 1937 durchgeführten Ausgrabungen des Amtes für Vorgeschichte der NSDAP. im oberschwäbischen Federseemoor.

Einmal wurde die lange Reihe der Vorträge und Arbeitsgemeinschaften durch einen Nachmittagsausflug in die Fränkische Schweiz unterbrochen, der trotz des etwas stürmischen Vorfrühlingswetters einen unvergeßlichen Eindruck der landschaftlichen Schönheit der bayrischen Ostmark vermittelte. Mit einem Sonderomnibus ging es über die Reichsautobahn in Richtung Nürnberg nach Pottenstein. Unterwegs wurde schon unter der sachkundigen Führung von Bezirksbaurat Stuhlfauth eines der größten Hallstatthügelgräberfelder bei Büchenbach besichtigt, dessen Hügel leider vor fast 50 Jahren alle ausgeraubt wurden. Bei der Nachuntersuchung von 33 Hügeln, die bei der Anlage der Reichsautobahn beseitigt werden mußten, konnte Bezirksbaurat Stuhlfauth wenigstens noch zahlreiche Keramikreste bergen, die interessante Einblicke in die Tonware dieser Zeit gaben. In Pottenstein empfing uns der bekannte Vorgeschichtsfreund Max Naebe, der uns seine reichhaltige Sammlung zeigte und uns zu den alt- und mittelsteinzeitlichen Fundstellen Adamsfels und Hasenloch führte. Von Pottenstein ging es in das Wiesental hinüber und in der Beringersmühle wurde ein fröhlicher Kameradschaftsabend gefeiert, bis uns der Wagen nach Bayreuth zurückbrachte.

Das Programm

Fünf volle Arbeitstage standen zur Verfügung — der Sonntag und der Sonnabend dienten als An- und Rückreisetag — und so war es von selbst gegeben, daß für die einzelnen Zeitabschnitte, nach denen der vorgeschichtliche Stoff notwendig gegliedert werden mußte, nur jeweils ein Tag zur Verfügung stand. Als Hauptabschnitte wurden die Indogermanische, Urgermanische und Großgermanische Zeit gewählt, wobei die letztere in 3 Unterabschnitte (Ostgermanen, Westgermanen, Wikinger und Slawen) aufgeteilt wurde. Die Arbeit war so eingeteilt, daß in der Regel am Vormittag mehrere Vorträge in Form von Stoffzusammenfassungen gehalten wurden, denen am Nachmittag die Arbeitsgemeinschaften zum gleichen Thema folgten. Bei den Vorträgen waren außer dem Reichssachbearbeiter Professor Reinerth, der den ersten Tag allein bestritt, Dozent Dr. Frenzel, Frankfurt a. O., Rektor Hoffmann, Hindenburg O.-S., Studienrat Dr. Kost, Schwäb. Hall, Professor Radig, Elbing, Dozent Dr. Stampfuß, Dortmund, Dozent Dr. Tode, Braunschweig, und der Berichterstatter tätig.

Zwei Arbeitsgemeinschaften mit einführenden Vorträgen waren den Themen: „Vorgeschichte und Höhere Schule“ und „Die Vorgeschichte in der Volksschule“ vorbehalten, bei denen Professor Folkers, Rostock, und Studienrat Walburg, Bremen, referierten. Außerdem fand noch während des Lehrganges im Anschluß an die schon im Haus der deutschen Erziehung unter der Leitung von Pg. Rau bestehende Ausstellung von Lehrmitteln eine Sonderschau der neuesten vorgeschichtlichen Lehrmittel und eine von der Deutschen Buchhandlung Bayreuth unter Beratung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte durchgeführte Buchausstellung statt, die beide von Professor Reinerth erläutert wurden.

Der Klärung organisatorischer Aufgaben diente eine weitere Arbeitsgemeinschaft, in der die Gausachbearbeiter über die bisher in den Gauen geleistete Arbeit berichteten und die Arbeitsmöglichkeiten für die Zukunft aufzeigten. Der Reichssachbearbeiter Professor Reinerth gab dabei das Arbeitsprogramm für das Jahr 1938 bekannt.

Ergebnisse des Reichslehrganges

Die Ergebnisse dieses Reichslehrganges nach der inhaltlichen Seite hin in einigen Sätzen niederzulegen, ist bei der Fülle des Stoffes unmöglich. Das Wichtigste dabei war, daß sich in überraschender Klarheit und Einheitlichkeit das Bild einer deutschen Vorgeschichte heraushob, und daß dieses Bild in seinen Grundzügen so gesichert ist, daß es der Erzieher mit gutem Gewissen der deutschen Jugend weitergeben kann, sofern nur sein eigenes Wissen und seine pädagogischen Fähigkeiten dazu ausreichen. Von den ersten Begrüßungsworten, die Hauptstellenleiter Stricker an die Teilnehmer richtete und in denen er an das gemeinsame Erlebnis der Elbinger Tagung anknüpfte, bis zum fröhlichen Kameradschaftsabend des letzten Tages war derselbe einheitliche Geist nationalsozialistischer Weltanschauung und Geschichtsschau zu spüren, von denen aus die unzähligen Einzeltatsachen zusammengefaßt werden können als wesentlicher Bestandteil unseres Geschichtsbildes.

Schon in dem einleitenden Vortrag des Reichssachbearbeiters Professor Reinerth über die „Vorgeschichte als Grundlage unserer Geschichtslehre“ wurden die erzieherischen Aufgaben klar umrissen. Die Aufgabenstellung für das Sachgebiet Vorgeschichte muß zunächst denkbar einfach sein, wenn wir die Forderung erheben, daß jeder deutsche Erzieher sie bewältigen soll. Als Leitlinien haben zu gelten: 1. Die Germanen sind Träger einer hohen arteigenen Kultur. 2. Die Geschichte des deutschen Volkes beginnt, wie Alfred Rosenberg es ausgesprochen hat, bei den Hünengräbern der nordischen Heide. 3. Die politische Geschichte Alteuropas ist undenkbar ohne den Anteil Germaniens und des Nordens.

Der Weg, den die Erzieher gehen müssen, um diese Leitlinien in Beweis und Folgerung in der deutschen Jugend lebendig werden zu lassen, ist klar vorgezeichnet, der Stoff dazu von der Vorgeschichtsforschung seit Jahren bereitgestellt. Es ist leicht nachzuweisen, daß die Grundzüge der Kulturgeschichte, der politischen Geschichte und vor allem der Rassenlehre ohne die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung unvollständig bleiben würden. Dabei ist es besonders zu beachten, daß das Gewicht nicht so sehr auf die Darstellung der technisch-stofflichen Seite der vorgeschichtlichen Kulturen gelegt wird, sondern daß auch deren geistige Seite voll zu ihrem Recht kommt. Scharf abzulehnen sind in den Fragen der Gesittung und des Brauchtums die Auslegungen der alten Schriftsteller aus dem Feindeslager wie der mittelalterlichen Kirchen und die heute noch sehr beliebten völkerkundlichen Parallelen, die uns wertlos erscheinen, weil sie die entscheidende Frage des Blutes und der Rasse übersehen.

In den Grundfragen der deutschen Vorgeschichte, die in den folgenden Vorträgen behandelt wurden, bestand volle Übereinstimmung. Der nordische Kreis der Jungsteinzeit als Träger der indogermanischen Kultur Alteuropas, seine Auseinandersetzung mit den nichtindogermanischen westischen, ostischen und nordostischen Nachbarkreisen dürfen heute soweit als gesichert angesehen werden, daß man sie für die Darstellung in der Schule voll verwenden kann. Die Herausbildung der Urgermanen durch einen Verschmelzungsvorgang innerhalb des nordischen Kreises und die Entstehung der beiden Nachbarkreise, die ebenfalls unter nordischem Vorzeichen stehen und deren Träger als Urkelten und Nordillyrer bezeichnet werden können, ist ebenfalls allgemein anerkannt. Die Schicksale der Germanen in großgermanischer Zeit, die Bedeutung ihres Ausgriffes nach Osten und Westen, ihre kolonisatorischen und politischen Leistungen, das alles kann schon in großen Zügen erfaßt und dargestellt werden. Manche falsche Auffassung und Darstellung früherer Zeiten kann heute bereinigt werden. Auch die Rolle der Wikinger als Vorläufer der Hanse und der slawischen Episode auf ostdeutschem Boden tritt immer klarer hervor.

Die Einführung der Vorgeschichte in die Schule, die, wie schon erwähnt, in zwei besonderen Arbeitsgemeinschaften behandelt wurde, ist heute keine Utopie mehr, sondern ist für die höhere Schule durch den neuen Geschichtslehrplan des Reichserziehungsministers, dessen Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht, zur Tatsache geworden. Über die endgültige Gestaltung dieses Lehrplanes kann letzten Endes nur die Praxis entscheiden, doch besteht weiterhin unsere Forderung, daß auch in den anderen Fächern wie Biologie, Geographie, Deutsch usw. die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung Berücksichtigung finden müssen.

Für die Volksschule muß notgedrungen eine radikale Vereinfachung des Stoffes eintreten, doch können hier besonders in den Landschulen die bäuerlichen Grundlagen der vorgeschichtlichen Kulturen ausführlicher behandelt werden. Für alle Schulgattungen wird die Vorgeschichte ein unentbehrlicher Bestandteil des Unterrichts werden.

Zur Frage des organisatorischen Ausbaues der Arbeit im NSLB. ergab sich aus den Berichten der Gausachbearbeiter, daß bisher in etwa $^1/_4$ der Gaue der organisatorische Aufbau nahezu vollendet ist. Als vordringliche Aufgabe wurde für alle Gaue vom Reichssachbearbeiter die Auswahl von Kreissachbearbeitern bezeichnet. Sie soll jedoch erst dann erfolgen, wenn die Gausachbearbeiter in ständiger Fühlungnahme mit dem Reichssachbearbeiter auf einem Gaulehrgang für deutsche Vorgeschichte von 10—12tägiger Dauer je 3 geeignete Vertreter aus jedem politischen Kreise zusammengefaßt haben, die in enger Zusammenarbeit mit den Gauarbeitsgemeinschaften für Vorgeschichte der NSDAP., den Gauschulungsämtern und den Landesleitern des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte ausgewählt werden. Für die Durchführung solcher Lehrgänge sollen in erster Linie Kräfte aus dem Gaugebiet und den Nachbargauen herangezogen werden. Für das Jahr 1938 wird die Auswahl, Schulung und Ernennung der Kreissachbearbeiter als erstes Ziel gesetzt.

Ausklang

Im Dämmer des letzten Abends wurde der Lehrgang mit dem Niederholen der Flagge offiziell abgeschlossen. Kamerad Professor Folkers sprach im Namen der Lagerteilnehmer dem Reichssachbearbeiter Professor Reinerth, dem Lagerleiter John und Hauptstellenleiter Stricker den herzlichen Dank aller aus. Lagerleiter John und der Reichssachbearbeiter wandten sich mit zukunftweisenden Worten abschließend noch einmal an die nunmehr in fester Kameradschaft verbundenen Männer.

Aber noch zwei Höhepunkte standen uns bevor. Eine Stunde stiller Besinnung mit alter Orgelmusik und der Waldsteinsonate von Beethoven in der Weihehalle des Hauses der deutschen Erziehung. Ein tiefer Eindruck bleibt von diesem genialen Versuch haften, einen gewaltigen Raum durch hochragende Steinsäulen, schnitzwerkverzierte Holzflächen und eine großzügig stilisierte Gestalt einer deutschen Mutter mit ihren Kindern als Vollplastik zu gestalten. Mit stummem Gruß zogen wir an der Gedenkstätte für Hans Schemm vorüber.

Dann ging es zum Kameradschaftsabend, dem fröhlichen Ausklang des Lehrganges. Noch einmal

klangen die Lieder und die vielen Gedichte auf, die „unser“ Dichter Lagerführer John so flott gestaltet hatte und mit denen er uns „erzog“! Heitere Vorträge in allen deutschen Mundarten lösten einander ab. Als dann gegen Mitternacht das Radio die neuesten einschneidenden politischen Geschehnisse des 4. Februar verkündete, da waren sie auch uns eine Mahnung, dem Beispiel des Führers folgend, rastlos vorwärts zu marschieren, um unsere große Aufgabe für unser Volk und die deutsche Jugend zu lösen.

Werner Hülle

Nachrichten

Die Indogermanisierung Osteuropas

Mit diesem Vortrag setzte am 27. Januar 1938 Professor Engel vom Herder-Institut in Riga die Vortragsreihe der Berliner Ortsgruppe des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte fort.

Einleitend gab der Redner einen Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand in der Indogermanenfrage, die auch in den weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Tage eine bedeutsame Rolle spielt. Mögen auch viele Einzelfragen noch ihrer Lösung harren, so steht doch fest, daß als Urheimat der Indogermanen nicht Asien oder Südosteuropa, sondern nur Nordeuropa in Frage kommt. Nordische Rasse und Urindogermanen sind eines und wir können die bodenständige Entwicklung ihrer Kultur bis in die Eiszeit zurückverfolgen. Wir wissen heute auch, daß die verschiedenen indogermanischen Sprachen nicht Dialektbildungen der arischen Ursprache sind, sondern dadurch entstanden, daß eine nordische Herrenschicht sich bestimmend über fremdrassiges Volkstum setzte und mit ihm zusammen eine Sonderkultur prägte.

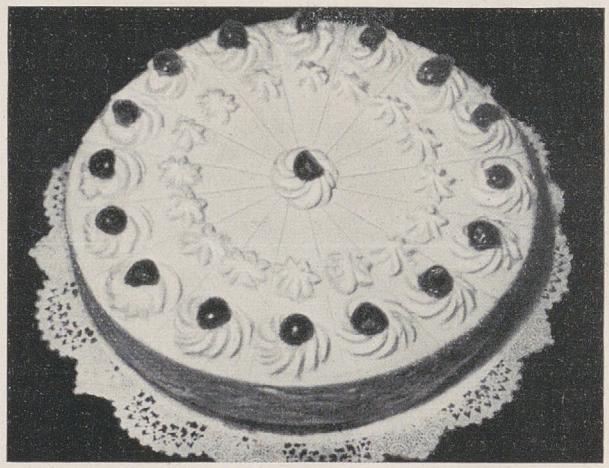
An Hand bestimmter Leitformen (Trichterbecher, Kragen- und Kugelflaschen) zeigte Professor Engel dann die Ausbreitung der „Großsteingräberleute“ um 2500 v. d. Ztr. bis ins Kubangebiet. Die heute verbreiteten Karten müßten durchweg diesen Ergebnissen zufolge überholt werden, da sie die Ostausbreitung zu gering angeben.

Als die eigentlichen Träger der typisch indogermanischen Kultur werden die „Thüringer Streitaxtleute“ angesehen, die auch den russischen Raum in mächtigem Ausgriff neugeprägt und Europa eingefügt haben. Engel zeigte, wie hier verschiedene Einzelkulturen entstehen, die je nach Lage mehr oder weniger finnougrische bzw. donauländische Elemente in sich aufnehmen. In den Trägern der so entstehenden „Fatjanowo-Kultur“ Mittelrußlands glaubt er die Vorfahren der Iranier sehen zu dürfen, da sie mit Beginn der Bronzezeit, wo diese in Vorderasien auftauchen, aus Rußland verschwinden, während die südliche sog. „Ockergräberkultur“ in die Bronzezeit fortgeht und vielleicht mit den Kimmeriern des 1. Jahrtausends verbunden werden darf.

Auch auf die nordisch bestimmte „Haffküsten-Kultur“ des 2. Jahrtausends und den nordischen Vorstoß durch das Baltikum nach Finnland ging der Redner ein.

Der damalige Vorstoß der Nordleute in den Ostraum hat die europäischen Grundlagen Rußlands geschaffen, um die seitdem in immer neuem Einsatz von den Nachfahren jener nordischen Männer, den Germanen und Deutschen, gerungen worden ist.

Wiking-Sahne



Die Wiking-Sahnecreme ist von guter Qualität, der Charakter der Sahne geht nicht verloren. Geschmack und Aroma sind gut. Der Creme kann durch Verwendung von Zitrone, Nougat, Kuvertüre und Mokka jeder gewünschte Geschmack gegeben werden.

Der Lockerungsgrad steht dem der Schlagsahne nicht nach.

Die Einsparung von Sahne beträgt 54—58 %, die Verwendung von Schlagsahne stellt sich 54 % teurer.

Dr. Treu
Chemiker

Wir Vorgeschichtler haben bestimmt nichts gegen Schlagsahne. Im Gegenteil! Aber wir vermögen schwer einzusehen, was Sahnecreme mit den Wikingern zu tun hat, und wir glauben, daß man für ein zu Konditorwaren verwendetes Eiweißerzeugnis einen sinnvolleren Namen wählen könnte als ausgerechnet „Wiking“. Es mag richtig sein, was uns der chemische Sachverständige Herr Dr. Treu treuherzig beteuert: „der Charakter der Sahne geht nicht verloren“. Sie behält sicherlich ihren Geschmack, trotz der Geschmacklosigkeit des Namens „Wiking-Sahnecreme“. Auch der Charakter der alten Wikinge bleibt der gleiche, wenn hier ein sich selbst sicher sehr witzig und klug vorkommender Kopf ausgerechnet Sahnecreme und Sahnebaisers mit diesen schlachtgewaltigen Helden und Seefahrern unserer germanischen Frühzeit in gedankliche Verbindung bringt. Die Geschäftstüchtigkeit des Erfinders der sinnigen Bezeichnung „Wiking-Sahnecreme“ liegt auf der Hand. Aber etwas mehr Gefühl für die Ehre und Größe unserer germanischen Vorfahren, die sich als Aushängeschild für Fabrikwaren jeder Art denkbar schlecht eignen, möchten wir von den verantwortlichen Betriebsführern und Werbefachleuten erwarten.

Geschichte der Stadt Berlin. Festschrift zur 700 Jahr-Feier der Reichshauptstadt. Dr. O. F. Gandert: Vorgeschichte. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1937. 43 S., 10 Tafeln.

Die Geschichte der 700jährigen Reichshauptstadt um rund 7000 Jahre in die schriftlosen Jahrhunderte zurück zu verfolgen, ist eine dankbare Aufgabe, der sich der Verfasser als Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums auf rund 50 Seiten Text und 10 ausgezeichnet neu zusammengestellten Tafeln sowie einer ausführlichen Tabelle entledigt. Mit Sorgfalt sind die Funde aus dem Gebiet des heutigen Groß-Berlin zusammengestellt und beschrieben worden. Dabei stellt es sich heraus, daß der Urberliner mehr als 7000 Jahre alt ist, selbst wenn man die aus den Moränenkiesen stammenden vielleicht steinzeitlichen Feuersteingeräte noch nicht hinzurechnet, sondern mit den ersten Beilen aus Rengeweih in der Mittelsteinzeit beginnt. An der gründlichen, doch leicht verständlichen Darstellung hat der Laie wie der Fachforscher seine Freude, denn der Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, die Funde aus Berliner Boden in den Gesamtablauf der deutschen Vorgeschichte einzubauen. Berlin wird berührt von den ostwärts ziehenden Indogermanen. Es ist Grenzland zwischen Urgermanen und Illyriern, es wird Kernpunkt westgermanischer Kraftentfaltung und bewahrt schließlich im Reitergrab von Neukölln aus dem 7. Jahrhundert einen der wertvollsten Beweise für die späte Anwesenheit von Germanen als Wahrern des heimatlichen Boden gegen das langsam einsickernde slawische Volkstum.

Die vom Verfasser strikt durchgeführte Einteilung in indogermanische, urgermanische und großgermanische Zeit wird sehr zur Volkstümlichkeit dieser neuen Bezeichnungen beitragen.

Walter v. Stokar, Spinnen und Weben bei den Germanen. Eine vorgeschichtlich-naturwissenschaftliche Untersuchung. Band 59 der Mannus-Bücherei. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1938. 142 S., 144 Abb. Geh. RM. 12,—; Leinw. RM. 13,20.

Die Gewinnung eines richtigen und anschaulichen Bildes von unseren germanischen Vorfahren war immer stark abhängig von unserem Wissen über ihre Bekleidung. Während uns nun die germanische Tracht schon seit längerer Zeit verhältnismäßig gut bekannt ist, waren deren Herstellung, die Verarbeitung der Rohstoffe, die Einzelheiten der Spinn- und Webetechnik bisher noch wenig geklärt. W. v. Stokar ist mit Hilfe der Naturwissenschaften und mit zum Teil von ihm selbst ausgearbeiteten neuen Methoden an die Untersuchung dieser Fragen herangetreten. Er zeigt, daß man in der Jüngeren Steinzeit hauptsächlich Gewebe aus Pflanzenfasern hatte, daß aber schon am Ende der Steinzeit mit dem Verspinnen von Tierhaaren begonnen wurde. In der Herstellung von Wollstoffen mit verschiedenen Beimengungen, auch von Flachs, haben es die Germanen schon früh zu großer Vollkommenheit gebracht. Auch über die verschiedenen Bindungen, die Bauart des Webstuhls, die Verwendung anderer Hilfsgeräte und zahlreiche weitere Einzelheiten konnte der Verfasser zum Teil neuartige Schlüsse ziehen. Daneben bringt er eine Reihe neuer Erklärungsversuche für manche auffallenden Befunde, z. B. warum im Norden fast nur Wollgewebe, im süddeutschen Pfahlbaugebiet dagegen nur pflanzliche Gewebe erhalten sind. Das Werk ist, vor allem durch die Anwendung neuer mikroskopischer und mikrochemischer Forschungsmethoden, ein wertvoller Beitrag nicht nur zur Germanen-, sondern auch zur gesamten Vorgeschichtsforschung, das uns neue Beweise für den Hochstand und die Überlegenheit der Technik im nordisch-germanischen Gebiet erbracht hat.

F. Adama van Scheltema, Der Osebergfund. 2., verbesserte Aufl. Band 7 der Führer zur Urgeschichte. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1938. 78 S., 28 Taf. und 87 Textabb. RM. 4,20.

Als größter und bedeutendster Fund aus der Wikingerzeit hat das bei Oseberg ausgegrabene mächtige Schiffsgrab mit seinen reichen Beigaben, vor allem mit den herrlichen Holzschnitzereien und den leider weniger gut erhaltenen Bildteppichen, für die Kenntnis der Kultur der Wikinger das umfangreichste Material geliefert. Die reich bebilderte zusammenfassende Darstellung, die Adama van Scheltema von diesem prachtvollen Fund unter Beschreibung aller Einzelteile gibt, ist ein Musterbeispiel einer klar durchgeführten kunstgeschichtlichen Untersuchung. Die Ausführungen des Verfassers über die seelisch-geistige Welt des Wikingertums werden dagegen nicht in allen Teilen volle Zustimmung finden. Im Ganzen aber ist das Werk, dessen Neuauflage gegenüber der Erstausgabe von 1928 nur wenig geändert zu werden brauchte, höchst verdienstvoll und für jeden Vorgeschichts- und Kunstfreund unentbehrlich. Um so mehr, da die vom Norwegischen Staat herausgegebene, ausgezeichnete sechsbändige Gesamtveröffentlichung über den Osebergfund erst zu zwei Dritteln fertiggestellt und für die meisten Deutschen im Preise unerschwinglich ist.

Lutz Mackensen, Volkskunde der deutschen Frühzeit. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1937. 116 S. Geh. RM. 2,40.

Die Darstellung umfaßt das frühe Mittelalter, jene Jahrhunderte der entscheidenden Auseinandersetzung des Germanischen mit dem von Kirche und Staat getragenen „Romanismus", aus der das Deutschtum erwuchs. Einleitend zeichnet der bekannte Volkskundler mit knappen Strichen das Gefüge des germanischen Bauerntums, um dem dann anschließend die neue, alle überkommenen Ordnungen umwertende Lebensauffassung gegenüberzustellen. Wohnform und Lebensweise, Alltag und Feier werden anschaulich behandelt. Besonders wertvoll sind die zahlreichen, oft nur schwer zugänglichen Schriftüberlieferungen der Zeit, die vorgeführt werden. So erleben wir das frühe Mittelalter als „die Zeit des größten Kulturkampfes, den Deutschland in vergangenen Zeiten je erlebt hat". Einzelnen Deutungen wird man allerdings nicht folgen können, so etwa wenn Mackensen die Brautkrone aus Marienverehrung und klösterlicher Einkleidungssitte erst um diese Zeit und später entstanden sein läßt, dem Weihnachtsbrauchtum sein Alter abspricht oder gar die Gestalt der „Percht" aus einer — allerdings sehr freien — Übersetzung des christlichen „Epiphanias" als Perchten-, d. i. glänzenden Tag erklären möchte. Ebenso können das „oberdeutsche" Haus nicht mehr als keltisch, und die illyrischen Häuser von Buch und der sog. Römerschanze bei Potsdam nicht als germanisch erklärt werden. Mit seinen vielen Quellenangaben und seiner übersichtlichen Gliederung ist das Büchlein trotz solcher Mängel eine dem Volkskundler und Vorgeschichtsfreund gleich nützliche Neuerscheinung, die aus den ähnlichen Stoff behandelnden Schriften der letzten Zeit hervorragt.

Germanen-Erbe, Heft 2, 1938 enthält Aufnahmen von: Altonaer Museum (S. 52); Staatl. Museum f. Vor- und Frühgeschichte, Berlin (S. 47); Museum f. Vorgeschichte, Danzig (S. 35); Staatl. Museum f. Mineralogie, Geologie u. Urgeschichte, Dresden (S. 42, S. 43 Abb. 6, S. 46, S. 48); O. Haase-Hannover (S. 55—58); Landesanstalt f. Volkheitskunde, Halle a. S. (S. 38); F. Ormscher-Pegau (S. 44 Abb. 8); A. Mirtschin (S. 43 Abb. 5); Hans Retzlaff-Berlin (Titelbild, S. 33)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5933 IV. Vj. 1937 (Pl. 1). Printed in Germany.